

Erscheint wöchentlich einmal und kostet vierteljährlich 60 Pfg., durch den Postboten ins Haus gebracht, 75 Pfg. Inserate, die gespaltene Zeile 20 Pfg. — Man abonniert bei der Post, bei Fr. Fleischer in Speyer, Aug. Busch in Landau, J. Joffe in Herrheim, Lesmeister in Landstuhl, G. Dörner in Kaiserslautern, St. Rast in Gensbüren, Kuppert in Zweibrücken.



Kirchen-Kalender.

Sonnt., 2. Jan. Octave von Stephanus.
Mont., 3. Octave von Johannes.
Dienst., 4. Octave von Anskuld. Kinder.
Mittw., 5. Vigil.
Donnerst., 6. Erscheinung des Herrn.
Freit., 7. Von der Octave.
Samst., 8. Von der Octave.

Der christliche Pilger.

Ein katholisches Sonntagsblatt.

Ich würde dem Evangelium nicht glauben, wenn nicht das Ansehen der katholischen Kirche mich dazu bewogte. Augustinus.

Speyer, den 2. Januar 1887.

Auf den Pilger kann immer noch abonniert werden.

* Freunde des Kreuzes.

(Zur Beherzigung für den Jahresanfang. Nach einem Briefe des ehrw. Grignon de Montfort.)

Vereinigt euch, Freunde des Kreuzes, wie ein Heer von Soldaten, um die Welt zu bekämpfen, als tapfere Krieger auf dem Schlachtfeld, ohne ein Fuß breit nachzugeben oder den Rücken zu kehren. Die Teufel vereinigen sich, um euch in's Verderben zu stürzen, vereinigt euch, um sie niederzuwerfen; die Geizigen vereinigen sich, um Handel zu treiben, um Gold und Silber zu erhaschen, einigt eure Arbeiten, um die Schätze der Ewigkeit zu erobern, die im Kreuze eingeschlossen sind; die Ausgelassenen vereinigen sich zur Belustigung, einigt euch zum Leiden. O, Freunde des Kreuzes! Welch' schöner Name, Kreuz! Ich gestehe es euch, ich bin darüber entzückt; er ist glänzender als die Sonne, erhabener als die Himmel, glorreicher als die herrlichsten Titel von Königen und Kaisern; es ist der große Name Jesu Christi, der wahrer Gott und wahrer Mensch zugleich ist, es ist der wahre Name des Christen.

Wenn ich aber über seinen Glanz entzückt bin, erschrecke ich nicht weniger über dessen Last. Welch' unermessliche und schwierige Pflichten sind in diesem Namen eingeschlossen und in diesen Worten des heiligen Geistes ausgesprochen: Genus electum, regale sacerdotium, gens sancta, populus acquisitionis: „Ihr seid ein auserwähltes Geschlecht, ein königliches Priestertum, ein heiliges Volk, ein erworbenes Volk.“ Ja, ein Freund des Kreuzes ist ein von Gott unter zehntausend erwählter Mensch, welcher nicht nach seinen Sinnen und seiner Vernunft allein lebt, sondern der ein ganz göttlicher, über der Vernunft erhabener, ganz dem sinnlichen Leben entgegengesetzter Mensch ist, wandelnd im Lichte des reinen Glaubens und handelnd in brennender Liebe zum Kreuze. Ein Freund des Kreuzes ist ein ganz mächtiger König und Held, der triumphirt über Satan, die Welt und das Fleisch mit ihren drei Begierlichkeiten: durch die Liebe zu Verdemüthigungen wirft er den Stolz des Satans nieder; durch seine Liebe zur Armuth besiegt er den Geiz der Welt; durch seine Liebe zum Leiden tödtet er die Sinnlichkeit seines Fleisches. Ein Freund des Kreuzes ist ein heiliger Mensch, getrennt von allem Sichtbaren, dessen Herz erhoben ist über alles Ver-

gängliche und Hinfällige, dessen Wandel im Himmel ist, der auf Erden wie ein Fremder und Pilger wandelt und der sie, ohne daran sein Herz zu fetten, mit gleichgültigen Augen ansieht und mit den Füßen der Verachtung tritt. Ein Freund des Kreuzes ist eine kostbare Eroberung des auf dem Kalvarienberge gekreuzigten Jesus, ein Sohn, der aus der durchbohrten Seite Jesu, ganz von seinem Blute geröthet, hervorgegangen ist, um hienieden ganz mit Jesus Christus in Gott verborgen zu leben. Endlich ist ein vollkommener Freund des Kreuzes ein Christusträger oder vielmehr ein anderer Jesus Christus und kann in Wahrheit mit dem Apostel sagen: Vivo, jam non ego, vivit in me Christus: „ich lebe, nein, nicht mehr ich, es lebt in mir Christus.“ —

Sind, liebe Leser und Freunde des Kreuzes, eure Handlungen so beschaffen wie euer große Name es andeutet, oder habt ihr wenigstens ein wahres Verlangen und ernststen Willen, sie so zu gestalten mit der Gnade Gottes unter dem Schatten des Kreuzes auf dem Kalvarienberge? Ergreift ihr die nothwendigen Mittel dazu? Habet ihr betreten den wahren Weg des Lebens, welcher der schmale und dornige Weg des Kalvarienberges ist? Seid ihr vielleicht nicht, ohne daran zu denken auf dem breiten Wege der Welt, der zum Verderben führt? Wisset ihr auch wohl, daß es einen Weg gibt, der den Menschen gerade und sicher zu sein scheint, der sie aber zum Tode führt? Unterscheidet ihr wirklich deutlich den Weg Gottes und der Gnade von jenem der Welt und der Natur? Höret ihr wirklich die Stimme Gottes, unseres guten Vaters, welcher, nachdem er einen dreifachen Fluch über alle jene, welche den Begierlichkeiten der Welt gefolgt sind, ausgesprochen hat, uns mit Liebe und ausgespannten Armen zuruft: Trennet euch, mein auserwähltes Volk, theure Freunde des Kreuzes meines Sohnes; trennet euch von den Feinden des Kreuzes! Macht keine Gemeinschaft mit ihnen! Fliehet aus der Mitte des sündhaften Babels, höret nur die Stimme und folget den Fußstapfen meines vielgeliebten Sohnes, den ich euch als euern Weg, eure Wahrheit, euer Leben und Beispiel gegeben habe: ipsum audite: ihn höret! Höret ihn diesen liebenswürdigen Jesus, der mit dem Kreuze belastet euch zuruft: Venite post me, folget mir nach! Wer mir folget, wandelt nicht in der Finsterniß; confidite, ego vici mundum, vertrauet, ich habe die Welt überwunden.

* Die christlichen Arbeitervereine.

Der unvergeßliche „Gesellenvater“ Kolping, zu dem heute Hunderttausende von Gewerbetreibenden verehrungsvoll emporsehen, hat vor 40 Jahren in Elberfeld, wo er als Kaplan wirkte, den ersten Verein katholischer Handwerker, den ersten Gesellenverein, gegründet. Der sel. Kolping erkannte aus eigener Erfahrung — er machte, wie jeder katholische Arbeitsmann wissen mußte, die Lehr- und Wanderjahre eines Schusters durch — den Sitz der Krankheit des Gewerbelebens auf sittlich-religiösem Gebiete. Er bereifte fast das ganze katholische Deutschland, um zur Heilung dieser Krankheit überall Gesellenvereine in's Leben zu rufen, über deren Bedeutsamkeit zu reden hier überflüssig ist. — Aus dem bescheidenen Samenkörnlein, das in den Boden der Grafschaft Berg versenkt wurde, ist mit der Hilfe Gottes ein stattlicher Baum herausgewachsen, dessen Äste ganz Deutschland überschatten und unter dessen Schutz über 500 Vereine mit über 100,000 Mitgliedern gedeihen, blühen und wachsen.

Zur Zeit des seligen Kolping steckte die deutsche Großindustrie noch in den Kinderschuhen. Sie lief größtentheils noch unter den Gewerbetreibenden mit, so daß die meisten sogenannten Fabrikarbeiter Unterschlupf in den Gesellenvereinen fanden. Dies ist Alles anders geworden. Der selige Bischof von Ketteler in Mainz hat sich schon im Jahre 1849 mit den Lohn- und Fabrikarbeitern außerhalb der Gesellenvereine, deren Organisation für erstere nicht ausreichte, beschäftigt. Im Jahre 1864 empfahl bereits der unvergeßliche, leider zu früh hingeraffene Mainzer Bischof die Gründung katholischer oder christlicher Arbeitervereine neben den Gesellenvereinen. Eine Bischofsconferenz zu Fulda beschloß 1869 die Herausgabe einer Statistik der Fabriken und Fabrikarbeiter, um sich über die Lage zu informieren, sowie über die zum Wohl der Arbeiter geschaffenen Anstalten und Einrichtungen. Leider verhinderten Anfangs der Krieg von 1870 und später der Kulturkampf die Ausführung dieses Vorhabens. Jetzt, wo der Kulturkampf theilweise aufgehört hat, muß die Gründung von Arbeitervereinen mit aller Macht aufgenommen werden. Der Fürstbischof von Breslau hat bereits vor einiger Zeit den Gedanken empfohlen und er ist dort auch schon praktisch in anerkennenswerther Weise verwirklicht worden. Dem Beispiele des Breslauer Oberhirten dürften, wie versichert wird, alle übrigen Bischöfe folgen.

Wenn wir auch den Drohungen der um- und grundstürzenden Socialdemokratie, in die katholischen Wahlkreise mit Arbeiterbevölkerung eindringen zu wollen mit Ruhe entgegensehen, so halten wir es doch an der Zeit, daß mit der Gründung von christlichen Arbeitervereinen überall in Deutschland Ernst gemacht wird. Wir dürfen den vereinzelt katholischen Arbeiter, so lange für den Arbeiterschutz im Reiche nichts geschieht, nicht schußlos den socialistischen Anwerbungen und den überschwänglichen Versprechungen diesseitigen Glücks, wenn die Socialdemokratie erst „Meister“ ist, preisgeben. — Dieser Aufgabe, die Gründung von christlichen Arbeitervereinen, womit der socialdemokratischen Armee des Umsturzes und der Glaubenslosigkeit ein fester Wall organisirter christlicher Arbeiter entgegengesetzt werden soll, zu unterstützen, dient eine Broschüre, welche auf Veranlassung des Vereins „Arbeiterwohl“ jüngst erschienen ist. Das 39 Seiten zählende, bei J. B. Bachem in Köln erscheinende Werkchen führt den Titel: „Aufgaben und Organisation katholischer Arbeitervereine“. Dasselbe enthält eine vortrefflich geschriebene Abhandlung „Bedeutung und Ziele katholischer Arbeitervereine“, sodann die Rede, welche Generalsekretär Dr. Hise auf der Katholikenversammlung über „Aufgaben der Kirche und der Vereine in der Arbeiterfrage“ gehalten hat, theilt sodann die verschiedenen Statuten der katholischen Arbeitervereine zu Köln, Breslau, Mühlheim a. Rh. und Augsburg mit, sowie Statuten einer Pfennigparlasse, einer Arbeitervereins-Bibliothek u. s. w. — Mögen die berufenen Führer des

katholischen Volkes dieses Werkchen studiren und dann mit Gott dort Hand an's Werk legen durch die Gründung solcher Vereine, wo sie sich als nothwendig erweisen.

Der große Industriebezirk Essen zum Beispiel, dessen langjähriger Vertreter der Abg. Stöbel ist, zählt eine verschwindende Anzahl socialdemokratischer Stimmen. Warum? Dort besteht seit bald 20 Jahren als Krystallisationskern aller christlichen Arbeiter der starke, gut geleitete „Christliche Arbeiterverein“. Obwohl dieser Verein keine Politik treibt, so haben die wirtschaftlichen Vorträge und Discussionen, welche in den Versammlungen die Mitglieder über die Verdienste der Religion um die Hebung der arbeitenden Bevölkerung belehren, doch das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller christlichen Arbeiter so gestärkt, daß, wie schon erwähnt, die Socialdemokraten keinen Fuß fassen konnten, daß aber auch die andern Parteien in Essen keinen Boden finden können. Wir rufen also, auf Essen hinweisend: „Gründet katholische Arbeitervereine!“

Diesem Artikel, dessen wesentlicher Inhalt kürzlich die Kunde machte in der katholischen Presse, stimmen wir von Herzen bei. Auch wir empfehlen das erwähnte Schriftchen denen, die in der Lage sind, Gründungen von christlichen Arbeiter- und Arbeiterinnen-Vereinen zu veranlassen, oder dazu mitzuhelfen. Es ist überhaupt allen zu empfehlen, für deren Stellung wenigstens eine theoretische Bekanntschaft mit den brennenden Zeitfragen und deren Lösung sich ziemt.

* Der Altkatholicismus.

Unter dem vorstehenden Titel hat der Bonner Professor Geheimer Justizrath Dr. v. Schulte „aus den Akten und anderen authentischen Quellen“ eine „Geschichte der Entwicklung, inneren Gestaltung und rechtlichen Stellung des Altkatholicismus in Deutschland“ herausgegeben.

Im Jahre 1873 haben sich bekanntlich die „Altkatholiken“ in der Person des damaligen Breslauer Theologie-Professors Dr. Reinkens einen „Bischof“ gewählt und von der Zeit an angefangen, Gemeinden zu bilden. Welche „Fortritte“ in den seitdem verflossenen dreizehn Jahren ihre Sache gemacht hat, zeigt uns Herr v. Schulte durch folgende Angaben.

Die Zahl der Gemeinden betrug in Preußen: 27 im Jahre 1874, 35 im August 1886 — höchste Zahl: 36 in den Jahren 1878 bis 1880 und 1882 — 1883; in Baden: 28 im Jahre 1874, 39 im August 1886 — höchste Zahl: 44 in den Jahren 1876—1879; in Hessen: 2 im Jahre 1874, 4 im August 1886 — höchste Zahl: 5 in den Jahren 1876—1880; in Oldenburg: 1 im August 1874, 1 im August 1886 — höchste Zahl: 2 in den Jahren 1877 bis 1878; in Bayern: 34 im Jahre 1877, 28 im Jahre 1883 — höchste Zahl: 34 in den Jahren 1877—1878; in Württemberg: 1 vom Jahre 1878 bis zum Jahre 1880.

In allen deutschen Staaten also, in denen sich altkatholische Gemeinden gebildet haben, ist die Zahl der Gemeinden zurückgegangen. Mit dem höchsten Stande verglichen, haben gegenwärtig Preußen, Hessen und Oldenburg je 1, Baden 5 Gemeinden weniger, als sie in einem früheren Jahre hatten; Bayern hatte im Jahre 1883 (für die späteren Jahre fehlen die Angaben) 6 Gemeinden weniger, als in den Jahren 1877 und 1878, und in Württemberg scheint die eine Gemeinde erloschen zu sein.

Die Zahl der selbstständigen Männer betrug, wenn man von der höchsten Zahl ausgeht, die jemals erreicht wurde, in Preußen: 6529 im Jahre 1878 — 4943 im August 1886; in Baden: 5760 im Jahre 1877 — 3933 im August 1886; in Hessen: 376 im Jahre 1879 — 309 im August 1886; in Oldenburg: 364 im Jahre 1884 — 62 im Jahre 1885; in Bayern: 3800 im Jahre 1876 — 1882 im Jahre 1885; in Württemberg: 94 im Jahre 1877 — 87 im Jahre 1879. (Zu den letzteren dreien fehlen spätere Angaben.)

Es ist darnach die Zahl der selbstständigen altkatholischen Männer in sämmtlichen Staaten zurückgegangen, in Preußen um 1586, in Baden um 1767, in Hessen um 67, in Oldenburg um 302 (in letzterem Staate sogar binnen einem Jahre), in Bayern um 1918, in Württemberg um 7 (bis zum Jahre 1879.)

Die Seelenzahl betrug in Preußen: 21,797 im Jahre 1877 — 15,063 im August 1886; in Baden: 18,866 im Jahre 1867 — 14,635 im August 1886; in Hessen: 1206 im Jahre 1880 — 1002 im August 1886; in Oldenburg: 247 in den Jahren 1877 und 1878 — 141 im Jahre 1883; in Bayern: 11,338 im Jahre 1877 — 5173 im Jahre 1883; in Württemberg: 237 im Jahre 1877 — 153 im Jahre 1879.

Die altkatholische Seelenzahl ist also bis zum August v. J. zurückgegangen in Preußen um 6734, in Bayern um 4231, in Hessen um 204, bis zum Jahre 1883; in Oldenburg um 106, in Bayern um 6165, bis zum Jahre 1879, in Württemberg um 84.

Es hat abgenommen im ganzen Reiche die Zahl der altkatholischen Gemeinden um 15, die Zahl der selbstständigen altkatholischen Männer um 5647, die Zahl der altkatholischen Seelen um 17,524, — letztere hat sich ungefähr um ein Drittel vermindert.

Von den altkatholischen Geistlichen wurden bis zum August vorigen Jahres zwölf entlassen (darunter einer „ehrendoll“ und einer „auf seinen Antrag“) und zehn sind ausgetreten (darunter zwei durch Uebertritt zum Protestantismus.) An der Universität zu Bonn studirten im verflossenen Sommer-Semester (außer zwei Oesterreichern und einem Schweizer) ein (sage und schreibe ein) deutscher altkatholischer Theologe. Von den vier- undfünfzig gegenwärtig in der Seelsorge beschäftigten altkatholischen Geistlichen sind siebenundzwanzig (gerade die Hälfte) verheirathet. — Die aufgeführten Zahlen sprechen eine deutliche Sprache. In ein paar Jahren wird's aus sein mit dem Schwindel.

Das Kreuz am Wandgraben.

(Ein Bild aus dem schweizerischen Winterleben.)

Die Vergnügungsreisenden kennen die Schweizergebirge mit ihren grünen Weiden, geschwägigen Wasserfällen, schwarzen Tannenwäldern, freundlichen Sennen und wunderschönen Fernsichten, wie sie sich dem erstaunten Auge während der lieblichen Sommermonate darstellen: allein sie kennen diese Gebirge nicht zur Winterszeit, wo da die Tristen in ein weißes Leinentuch gehüllt, alle Wasseradern zu Eis erstarren, die Sennhütten und Halben mit Schneemassen umlagert und Weg und Steg ungangbar werden. Wir wollen der Reise- und Lesewelt heute ein Bild aus der winterlichen Schweiz vorführen und mit den Geheimnissen dieser prächtigen, aber auch tödlichen Gebirgswelt vertraut machen.

Wenn man von dem deutschen Rhein herkommt, bei Basel den Schweizerboden betritt, beim Hauenstein das Jura Gebirg übersteigt, gelangt man in einen wunderschönen Bergkessel, in dessen Mitte der freundliche, solothurnische Flecken „Balzthal“ sich erhebt, und von wo aus zwischen den verschiedenen Armen des Jura sich enge Thäler in vielerlei Richtungen öffnen und fortwinden. In einem dieser Seitenthäler, wohl drei Stunden über dem Thalgrund erhoben, liegt ein Sennhof, „Wandgraben“ genannt, welchen Klausli's Mutter in Pacht hatte.

Trotz des Schneefalles und der unwegsamen Pfade, ließ sich Klausli nicht abhalten, an einem trüben Sonntagmorgen von dem Berg in das Thal herabzusteigen, um dem Gottesdienste im Pfarrdorfe beizuwohnen und Gott im Namen seiner Mutter und Geschwister seine Andacht darzubringen. Wie Predigt und Amt beendet waren, kaufte der rüstige Jüngling beim Krämer noch einige Kleinigkeiten und eilte damit fröhlichen Herzens

wieder den Berg hinan; er dachte wohl an seine alte, kränkliche Mutter, welcher er versprochen, zum Füttern heimzukommen. In einem Sennhause hoch am Berge rastete er bei dem guten alten Franz noch eine Weile und stieg dann raschen, kräftigen Schrittes den ihm sonst wohl bekannten Fuhweg hinan, der über eine steile Halbe nah bei einigen Sennhäusern vorbei, in zwei Stunden zur harrenden Mutter führte. „Gott geleite Dich, braver Klausli“, sprach der alte Franz, als er vom Abschiede in seine warme Stube zurückkehrte. Ja, Gott hat ihn geleitet, wenn auch auf anderem Wege, als der Nachbar meinte.

Klausli machte sich auf den Weg. Er mochte etwa eine halbe Stunde gegangen sein, da erhob sich ein scharfer Wind, der fausend über die Halbe strich. Es war etwas nach drei Uhr Nachmittags. . . .

In der nämlichen Zeit öffnete die in jugendlicher Unschuld heranblühende Tochter im oberen Sennhause, wo Klausli stets bei der Heimkehr einige Minuten einzufahren pflegte, die Hausthüre und schaute überrascht in die winterliche Gegend hinaus. „Was's mir doch“, — sagte sie zur Mutter in die Stube tretend, — „als hörte ich Nachbars Klausli, der heute unten im Dorfe zur Kirche war, vor unserer Thüre den Schnee abstampfen; als ich aber hinausjah, war niemand da. Er muß jetzt doch bald kommen, er läßt seine Mutter nie lange in Angst.“ Aber er kam nicht, mochten die guten Leute bis spät in die Nacht wach bleiben. „Klausli muß einen andern Weg genommen haben“, meinte die Mutter, als sie mahnte, zu Bette zu gehen, „sonst hätte unser Hund durch sein Bellen wenigstens den Vorbeigehenden angegeben.“

Noch ängstlicher harreten im Sennhause des „Wandgrabens“ die Mutter und Schwester auf seine Heimkehr. Die übrigen Brüder waren Nachmittags schon weggegangen, um auf einem entlegenen Berge folgenden Tags schon in der Früh mit „Holzschlitteln“ einen mühsamen Tagelohn zu verdienen. Die Zeit zum Füttern und Melken war da, aber Klausli war noch nicht daheim; die Nacht brach ein, aber Klausli war noch nicht da. Wie Mutter und Schwester wohl die Nacht zubrachten! Sie beteten den hl. Rosenkranz und trösteten sich mit dem Gedanken, daß der Vermißte überall in Gottes Hand stehe. Naum war am folgenden Morgen die Dunkelheit verschwunden, so eilte die Tochter zu dem nächsten Nachbarn, um ihre Angst und Besorgniß zu klagen; ein Bettlerbublein, daß hier im warmen Stalle die Nacht zugebracht, trug die Kunde sogleich weiter in die übrigen Sennhäuser. Solche Bettler sind die Zeitungen und Boten der Bergbewohner, besonders im Winter, wenn die meisten Glieder der Familie mit den Heerden in die Thäler herabgestiegen und die wenigen zurückgebliebenen in die Sennhütte eingebannt sind. Naum doch oft kaum der rüstigste Mann an Sonn- und Feiertagen durch das Ungeßüm der Witterung und den tiefen Schnee hindurchbringen, die nächste Pfarrkirche besuchen und etwa fehlende Lebensbedürfnisse heimbringen. In dieser Einsamkeit sind dann die „Bettelhuben“ nicht unwillkommene Gäste aus dem Thale; sie wandern von Sennhof zu Sennhof, setzen sich zum warmen Ofen, schlafen im Stall, essen sich satt und kramen dafür den Tag hindurch eine Menge Neuigkeiten aus, wahre und unwahre. — Auf den ersten Alarmbericht machten sich sogleich einige kräftige Burschen auf, den Klausli aufzusuchen. Beim alten Franz, wo der Vermißte gerastet, fanden sie eine Spur desselben, allein da hier auf der Halbe keine gefährliche Stelle war, achteten sie nicht auf das „Schneegeritt“ und suchten, wie es denn zu geschehen pflegt, an viel abgelegeneren Orten, in den entfernteren Klüften, wohin sich der Berlorene hätte verirren können. Lange erhielten sie auf ihr Aufen keine Antwort. Da hörten sie auf einmal ein Gesäßhörn und Aechzen näher und näher, als sie aber im Walde an dem Plage anlangten, waren es zwei junge Buchen, deren Stämme, vom Winde bewegt, sich aneinander rieben und den Jammerton hervorbrachten. Nach

tagelangem Herumstreifen kehrten die Burschen heim und gaben auf den Rath eines erfahrenen Sennen das fernere Suchen bis zum nächsten Morgen auf, damit nicht in der Dunkelheit der Nacht zum ersten Unglück ein zweites sich geselle.

Folgenden Tags in aller Frühe drängte sich eine ganze Schaar rüstiger Burschen, selbst aus entfernteren Sennhöfen herbei, denn die Unglücksstunde war bereits in die gesammte Umgegend gelangt, und der gute Klausli war bei allen lieb, weit und breit. Sind ja die Bergleute, wenn auch weit auseinander wohnend, doch zu einer großen Familie verbunden und nimmt jeder an Freud und Leid des anderen wie an seinem eigenen Theil. Es wurde nun das Suchen planmäßig begonnen und geordnet ausgeführt. Bald entdeckte man ob dem Hause des alten Franz die halbverwischten Spuren im Schnee, dann wurde man auf das sogenannte Schneegeritt aufmerksam und endlich fand man weiter unten, bei einer kleinen Erhöhung, die Kappe des Vermissten, die Urheberin und nun die Angeberin des Unglücks. Jetzt war kein Zweifel mehr, Klausli lag unter dem „Schneegeritt“ begraben. An jenem Nachmittage, wo Klausli auf dem Heimwege war, mußte ein Windstoß dem Dahineilenden die Kappe vom Kopfe gerissen und über das Schneefeld dahingetrieben haben. Wie die Spuren zeigten, sprang Klausli in mächtigen Sprüngen ihr nach, während sie unter seinen Händen immer weiter geweht wurde. Plötzlich fehlte ihm der feste Boden unter den Füßen, der weiche Schnee, der vom Winde in dichten Massen zusammengehäuft auf einer Eisfläche lag, glitt mit ihm in rasender Eile den Abhang hinunter. Anders konnte man sich die Sache nicht erklären.

Gegen dreißig Männer waren bis zum späten Abend thätig und schaufelten und spaten ohne Unterlaß, um wenigstens die Leiche zu finden. Doch vergeblich!

Alle Arbeiten waren vergeblich. Der Schnee war zu tief, die größte Gefahr vorhanden, daß die Suchenden selbst im Schnee versanken und Klauslis Los theilten. Nach einem Tage weiteren Suchens gab man die Arbeit auf. Doch gingen in den folgenden Tagen immer noch Leute in der Nähe umher und spähten und riefen, lob ihnen kein Hilferuf entgegenkalle — umsonst. Des Nachts wachten die Nachbarn und stellten Laternen ans Fenster: es fand keiner den Weg zu ihnen. Nach acht Tagen gab man alles Nachforschen auf. Wenn er jetzt nicht gefunden war, so mußte er gestorben sein. Wahrscheinlich lag er im tiefsten Abgrund des Wandgrabens und kein menschliches Auge sollte ihn wohl mehr sehen.

Der lange Winter ging dahin, das Frühjahr kam. Auch droben auf der Höhe begann es nach und nach wärmer zu werden. Der Schnee fing an da und dort zu schmelzen; der Wandgraben aber war noch klaffertief in seinen Abhängen mit Schnee und Eis angefüllt. Da mußte eine kräftige Sonne kommen, um diese Massen zu schmelzen. Auch diese Sonne kam; nach und nach senkte sich die Höhe der Schneelast mehr und mehr.

Des Nachbarns liebliches Mädchen, deren Wangen aber jetzt recht bleich und deren Angesicht sehr ernst und fast schwermüthig geworden war, machte jedesmal, wenn sie ins Thal hinab mußte, oder zu Klauslis Mütterlein ging, einen Umweg, dem Wandgraben zu, und blieb da stehen, sinnend und spähend, ob sie denn nichts von ihm sehe.

„Da drunten muß er liegen“, flüsterte sie, „o Gott, laß ihm doch ein christliches Grab zu Theil werden!“

Ihr Gebet war nicht umsonst.

Es war im April; die Sonne trat schon kräftig heraus, der Schnee war von Tag zu Tag mehr gesunken, da ging das Mädchen eines Tages wieder dem Wandgraben entlang.

Wie gewöhnlich schaute sie den schneebedeckten Abhang hinab, der zum Abgrund führte. Plötzlich schrak sie zusammen und begann zu zittern, dann schaute sie mit aller Aufwendung ihrer Sehkraft auf einen Punkt etwa dreißig Fuß unter ihr am Abhang.

Aus der Schnee-Untiefe, über welche jetzt der Aprilwind segte, sah dunkel etwas hervor; es war rundlich, gewölbt — es konnte die Achsel, es konnte das Knie, oder die geballte Faust des Todten sein.

Ein Windstoß fuhr wild und tobend dahin über dem dunkeln Gegenstand, der aus dem Schnee schaute.

Das Mädchen that einen gellenden Schrei, dann stürzte sie, ohne sich zu besinnen, zur Tiefe. Der Windstoß war in den dunkeln Gegenstand brausend gefahren, und die flatternden Haare, mit denen er sein Spiel jetzt trieb, hatten dem armen Kinde Gewißheit verschafft über ihre bange Ahnung. Es war Klauslis Kopf, der aus dem Schnee jetzt hervorragte. Einige Minuten später war das Mädchen drunten. Einige heftige Griffe in den Schnee, um denselben hinwegzuräumen — und nach einigen Minuten war das ganze Haupt und Angesicht des armen Klausli aus dem Schnee gescharrt. Todtenbleich, aber vollständig wohl erhalten ragte derselbe heraus. Jetzt erst, als sie sah, daß keine Täuschung mehr möglich war, überließ sich das Mädchen ihrem Schmerze. Bald aber faltete sie die Hände und betete innig. Dann schaute sie um sich. Sie mußte sofort zu Klauslis Mütterchen gehen. Wenn sie am Ende sollte nicht mehr auf die Höhe hinaufkommen? Sie probirte es; und nach langen und furchtbaren Anstrengungen war sie endlich aus der Schneetiefe wieder oben.

In einigen Minuten flog sie dahin zur nächsten Hütte, ließ die Kunde weiter sagen, und zuletzt war sie glücklich zu Klauslis Mutter gekommen. Als sie in wenigen Worten die Kunde gebracht hatte, brach sie zusammen. Aber nach einer Viertelstunde fühlte sie sich kräftig genug, die Mutter des Todten zu begleiten, die sofort zu ihrem Sohne zu gehen erklärte.

An Ort und Stelle waren bereits mehr als ein Duzend Freunde und Nachbarn beschäftigt, den Schnee behutsam um den Todten wegzuräumen. Hals und Schulter waren frei, die Brust ward jetzt sichtbar. Alles war vollständig unverletzt.

„Der Klausli steht ja noch!“ rief plötzlich einer.

Es war so.

Wie man weiter und weiter grub und dann ringsum vom Haupte abwärts wegschaufelte, so zeigte sich, daß der Todte völlig aufrecht in seinem Grabe stand. Er war offenbar tiefer und tiefer in den Schnee gesunken und die Massen desselben hatten ihm ein Seitwärtsfallen oder gar ein Niederstürzen zu Boden unmöglich gemacht.

Mit eigener Lebensgefahr hatten die muthigen Männer den Todten soweit vom Schnee befreit, daß derselbe nun bis an die Kniee sichtbar war.

Alles hatte sich nun gesammelt und ehrfurchtsvoll entblöhten die Leute nun die Häupter, um zu beten.

Auch der Todte war offenbar betend in die Ewigkeit hinübergegangen. Seine Hände waren gefaltet, sein Angesicht trug den Ausdruck der Ergebung und des Friedens. Starr und steifgefroren stand, einer Mauer gleich, der Leichnam des armen Klausli da, still, unbegreiflich, stumm und gefühllos. Bei sich trug er all das, was er hatte heimbringen wollen. Es kam der Pfarrer und Ortsvorstand nach einigen Stunden, sowie ein Arzt. Das Resultat war und blieb: Klausli ist im Schnee begraben worden, ist erfroren und ist jetzt schon drei Monate todt. Seine Beerdigung muß möglichst bald erfolgen; — sobald der Schreiner den Sarg fertig machen kann. Wegen der großen Gefahr aber, daß durch den Transport des Todten von dieser Stelle aus die Träger sammt ihm wahrscheinlich in einen neuen Schneeabgrund versinken und überhaupt durch die ungeheuer tiefen „Gähwinde“ nicht bis zur Hütte des Todten gelangen könnten, ist nichts anderes zu thun, als man läßt den Todten wie er ist und wo er ist, und es müssen bei ihm die Nacht und den folgenden Tag über bis zum Begräbniß einige Männer die Leichenwacht an dem Wandgraben halten. Es ist das nicht der erste und nicht der letzte Fall, daß die

Berge ihren Todten ein solches Paradebett unter freiem Himmel bereiten.

Wie man ausgemacht hatte, so geschah es auch. Die Nacht über wurde an einer etwas wirthlichen Stelle, etwa 50 Schritte von dem Todten, ein großes Feuer gemacht, und ein Halbduzend Jugendfreunde des Todten hielten die Wacht. Abwechselnd beteten sie den Rosenkranz für den Verstorbenen, und das Feuer beleuchtete mit seinem Scheine den Todten und die ihn umgebende Schneemasse, an welcher er mit dem Rücken gelehnt stand, mit röthlichem Schimmer, als ob er jetzt schon verklärt wäre. Am andern Morgen strömte es zu Duzenden und Hunderten von allen Seiten aus den Thälern über die Bergrücken herauf. Alles wollte den todten Klausli sehen, der drüben im Schnee stand, als wäre er lebendig. Den ganzen Tag über besuchten und weilten Hunderte betend und weinend an dieser Stelle des Todes.

Endlich gegen Mittag kam der Sarg an. Der Geistliche mit den Ministranten erschien. Er besprengte den Todten mit Weihwasser, betete die Einsegnung, spendete ihm den Weihrauch nach der Absolution, und dann zogen kräftige Hände an Stricken, welche um den Leichnam gebunden waren, denselben in die Höhe, wo es gangbar und fester war. Klausli wurde in den Sarg gelegt, der Sarg geschlossen, und unter dem Gebete aller ging's hinab zum Thale. Einige Stunden später war der junge Todte in den Schooß der Erde gebettet.

In der Nähe der Todesstätte am Wandgraben ist heute ein Kreuz errichtet.

Klausli's Mutter und Geschwister und des Nachbars Töchterchen gehen nie daran vorüber, ohne heiße Thränen zu vergießen und von Herzen zu beten: „Herr, gib ihm die ewige Ruhe!“

Neues aus Kirche und Welt.

* **Rheinprovinz.** (Schutzengel!) In Atsch bei Stolberg liefen am 16. Oktober zwei kleine Knaben einander nach und wollten eben über den Bahnübergang springen, als schon ein Eisenbahnzug heranbrauste. Der größere Knabe kam noch glücklich hinüber, der kleinere jedoch wurde von den Puffern der Lokomotive erfaßt und mit furchtbarer Gewalt mitten in das Bahngelände hineingeschleudert. Der Lokomotivführer gab zwar, als er das Unglück bemerkte, sofort Gegendampf, daß der Zug still hielt, allein dennoch rollten noch alle Wagen des Zuges bis auf den letzten über den armen Knaben hinweg, von dem man glaubte, daß er von den Wagen jämmerlich zerstückelt worden sei. Als endlich der Zug stillstand, sprangen die Bediensteten vom Zuge und suchten den verunglückten Jungen. Derselbe froh aber zum allgemeinen Erstaunen (ohne nur den geringsten Schaden erlitten zu haben) unter dem Wagen hervor und rief immer: „Mene Klompen!“ (Meine Holzschuhe.) Er hatte nämlich beim Laufen seine Holzschuhe verloren.

* **Düsseldorf.** Am 29. Nov. Nachmittags nahm ein Handlanger, der die Dutzburgerstraße passirte, ein Stück Zeitung, welches in einer Dornhecke hing, an sich und fand beim Auseinanderfalten ein adressirtes Couvert in demselben, welches fünf Eintausendmarktscheine enthielt. Der ehrliche Finder stellte laut der „Köln. V.-Ztg.“ dem Adressaten das Couvert mit dem Inhalte zu und erhielt als Finderlohn 500 Mark. Diese unerblickt zugefallene Summe kam dem Arbeiter sehr zu statten, da derselbe eine zahlreiche Familie und eine seit Jahren kranke Frau hat.

* **Breslau.** 26. Decbr. Fürstbischof Dr. Herzog ist heute Nacht zwischen 3 und 4 Uhr gestorben.

* „Beß Brod ich esse, beß Lob ich singe.“ Auf dieses vom Gelsenkirchener Landrath in den amtlichen Sprachschatz aufgenommene geflügelte Wort hat ein Mal der Statistiker Dr. Engel eine treffende Antwort ertheilt. Der Minister Graf Fris Eulenburg hielt ihm vor, daß er des „Königs Brod esse“ und doch dabei

liberal wähle. „Excellenz“, erwiderte der selbstbewußte Mann, „ich dachte immer, ich äße mein Brod, welches ich mit schwerer Arbeit verdiene.“

* **Wien.** Da in neuerer Zeit die hiesigen Judenblätter mit ganz besonderer Vorliebe Scandalgeschichten aus Klöstern oder von einzelnen Geistlichen aus der ganzen Welt zusammengeholet bringen, so hat Msgr. Knab im hiesigen Volksverein den Antrag gestellt, einen eigenen Ausschuß mit dem Auftrage zu ernennen, unter Beihilfe der kirchlichen Behörden zu jedem einzelnen Falle solcher Art Stellung zu nehmen und ihn auf seine Wahrheit zu prüfen, bezw. die Verlogenheit dieser Presse öffentlich zu constatiren. Dieser Antrag wurde einstimmig angenommen und befindet sich augenblicklich in der Durchführung.

* **Paris.** Wie mehrere Blätter aus Rom melden, hat der apostolische Vicar von Tonking dem Präfecten der Propaganda, Cardinal Simeoni, angezeigt, daß Paul Bert auf seinen Wunsch und bei vollem Bewußtsein die Sterbsakramente empfangen habe. Der apostolische Vicar, Msgr. Pinaud, fügt hinzu, daß Bert ihm gegenüber schon früher das lebhafteste Bedauern über seine früheren kirchenfeindlichen Handlungen ausgedrückt und bemerkt habe, auch er könne noch, wie sein hoher Namenspatron, den Weg nach Damaskus finden.

* **London.** Wie aus Rom gemeldet wird, hat die Congregation der Riten beschlossen, den Proceß der Seligsprechung von 315 englischen Märtyrern einzuleiten. Zunächst soll die Frage der Seligsprechung entschieden werden bezüglich der Blutzugehörigen unter Heinrich VIII., nämlich Cardinal Fisher, Sir Thomas More, Margaretha Gräfin von Salisbury, der Mutter des Cardinals Pole, Bowel, Gardiner, Stone, Plumtree, Woodhouse, Nelson, Cuthbert, Briant, Johnson und Andere; im Ganzen 60. Schon Papst Gregor XIII. hatte sich mit der Frage der Seligsprechung nicht lange nach dem Tode dieser Märtyrer befaßt und die Verehrung ihrer Reliquien, sowie deren Benützung bei der Consecration von Altären und Altarsteinen gestattet. Die übrigen 255 Märtyrer, welche in der Verfolgung nach Heinrich VIII. für den Glauben ihr Blut vergossen, sollen für „ehrwürdig“ erklärt werden, bevor bezüglich ihrer der Beatifications-Proceß in Angriff genommen wird. — Großes Aufsehen erregt in katholischen Kreisen die jüngste Schrift des Bischofes von Salford, in der er einen statistischen Nachweis der Anzahl jener Kinder gibt, die jährlich durch protestantische Proselytenmacherei dem katholischen Glauben verloren gehen. In Manchester und Salford gibt es nicht weniger als 37 Institute, die es sich zur Aufgabe machen, unter dem Decumantel philanthropischer Fürsorge arme Eltern zur Ueberführung ihrer Kinder in diese Anstalten zu bestimmen, wo dann denselben eine protestantische Erziehung zu Theil wird. Vielfach werden diese Kinder von hier aus nach ähnlichen Anstalten in Amerika dirigirt, ihre Namen geändert, so daß ihre Identificirung und damit ihre spätere Reklamation unmöglich wird. In dieser Weise gingen in einem Jahre nicht weniger als 831 Kinder in Manchester und Salford allein dem katholischen Glauben verloren. Wie der seeleneifrige Bischof des Näheren nachweist, bestanden sich unter einer Bevölkerung von 100,000 Katholiken in genannten Städten 5420 Kinder „in äußerster Gefahr“, ihren Glauben zu verlieren, 2341 „in großer Gefahr“, 1912 „in Gefahr“, so daß gegen 10,000 Kinder besonderer Sorgfalt zur Erhaltung ihres Glaubens bedürfen. Dieser trostlose Zustand ist zurückzuführen theilweise auf die Irreligiosität und den Indifferentismus der Eltern, theilweise auf die gemischten Ehen. — Großartige Vorbereitungen werden zur Förderung der afrikanischen Missionen gemacht. Cardinal Labigerie hat das Arbeitsfeld seiner Missionäre bis zum Osten der Congo-Gegend beschränkt, so daß ein großer Theil der übrigen Congo-Niederung den belgischen Missionären überlassen bleibt. Die Propaganda hat kürzlich das aposto-

lische Vicariat von Nyanza und Tanganyika reorganisiert und zwei neue Vicariate geschaffen, nämlich das von Unianembe und vom oberen Congo, alle gelegen zwischen Zanzibar, der Galla-S-Gegeud und dem 25° östlicher Länge.

Diöcesanachrichten.

* **Speyer.** Am letzten Tage des Jahres, Abends 5 Uhr, ist in der Domkirche Predigt und hierauf Dankgungsandacht, welche durch den Hochwürdigsten Herrn Bischof abgehalten wird.

* **Speyer.** Gottesdienstordnung in der Domkirche beim 12stündigen Gebet am Feste der Beschneidung des Herrn (Neujahr): Um 6 Uhr Eröffnung des Gebetes mit Hochamt. Von 6—8 Uhr wie an Sonntagen, 8 Uhr Schulmesse, 1/9 Uhr Pfarrmesse, 9 Uhr Predigt, 10 Uhr Hochamt, 11 Uhr und 1/12 Uhr hl. Messen. 2 Uhr Vesper. 1/6 Uhr Schlussandacht. In den Zwischenzeiten Bestunden.

* **Speyer.** Ernann wurden: Pfarrverweiser Eisen in Friesenheim zum Pfarrverweiser in Fehrbach, Kaplan Fischer in Ludwigshafen a. Rh. zum Pfarrverweiser in Friesenheim. Anweisungen erhielten: Kaplan F. A. Kehler in Herrheim als Kaplan von Ludwigshafen a. Rh., Kaplan Jung in Mittelberbach als Kaplan in Redenheim, Kaplan Chr. Herrmann in Bellheim als Kaplan in Mittelberbach.

△ **Friesenheim, 21. Decbr.** Am Sonntag, 19. Decbr., zeigten die hiesigen barmherzigen Schwestern etwas von den Früchten ihrer stillen emsigen Thätigkeit zur Freude und Unterhaltung der hiesigen Katholiken auch einmal öffentlich. Sie ließen nämlich durch Kinder einzelne Theile aus der Geschichte der Kindheit unseres Herrn auführen, auch die Lebensgeschichte einer jungen Christin in China und zuletzt eine ergötzliche Kaffeestunde. Wie durchdrungen die Kinder von ihrem Spiele waren, sah man aus dem von Begeisterung und Verständniß zeugenden Vortrage derselben. Möchten alle die schön vorgetragenen Schlussworte beherzigen und zu dem Einheit-Jesu-Vereine, der sich's zur Aufgabe gemacht, die von ihren entmenschten Eltern manchmal den Schweinen vorgeworfenen und verstoßenen Heidenkinder aufzukaufen und zu erziehen. Man lasse den Kindern die Freude, die monatlichen Beiträge zum Einheit-Jesu-Vereine zu leisten und lehre sie täglich für die Rettung der armen Heidenkinder beten. Ich weiß es aus Erfahrung, daß dies ein richtiges Hilfsmittel ist, auf das Gemüth der Kinder wohlthätig einzuwirken und sie christlich zu erziehen. Vernen sie doch zum Mindesten das Glück schätzen, „Christen zu sein!“ Wie stark die Betheiligung bei der Aufführung war, möge man daraus entnehmen, daß die schöne Summe von 130 M. eingegangen ist. (Vorstehender Artikel kam für Nr. 52 des „Pilgers“ zu spät. D. Red.)

△ **Von der Lucia.** Auf der letzten Dirigenten-Versammlung des Bezirks-Cäcilienvereins Landau-Oberrhein machte der Präses eines Pfarrcäcilienvereins das freundliche Anerbieten, die nächste Herbstconferenz in seiner Gemeinde in etwas großartiger Weise feiern zu lassen. Dazu wünscht er sämtliche Sänger des Bezirks, da die Kirche Raum genug zur Aufstellung bietet. Die Produktionen sollen Vormittags das Hochamt und Nachmittags die Vesper verherrlichen und nach der kirchlichen Feier soll noch eine gesellige Unterhaltung stattfinden. Ueber Mittag werden die auswärtigen Sänger bei den Ortsbewohnern unentgeltlich einquartiert. Dieses Anerbieten wurde dankbar vorgemerkt. Wenn in der Presse davon Erwähnung geschieht, so will man nur eine gute Ausführung dieses glücklichen Gedankens bezwecken. Eine solche Conferenz muß wohl vorbereitet werden. Die auswärtigen Sänger sollen und wollen sich hören lassen. Jedem Vereine mehrere Produktionen zuweisen zu wollen, geht wegen Ueberfülle nicht an. Daher erlaubt man sich einen unmaßgeblichen Vorschlag. Das Programm für diese Feier möge jetzt schon vom Vorstand des Bezirks-Cäcilienvereins möglichst vollständig entworfen und den Pfarrvereinen zur Kenntniß und Einübung mitgetheilt werden. Dadurch würden „Massenschöre“ ermöglicht und der Wunsch des einladenden Präses erfüllt. Die wechselnden Stücke: als Introitus, Graduale, Offertorium, Communio sollen choraliter gesungen werden, damit auch jene kleinen

Bereine, welche den mehrstimmigen Produktionen wegen Mangel an Mitgliedern nicht gewachsen sind, sich betheiligen können. Als Messe wünschen wir eine leichte und klassische für nicht mehr als vier Stimmen z. B. Missa in A-moll von Pompejo Canali, mit Vortragszeichen versehen von Dr. Fr. Witt. Diese Messe wurde im vorigen Jahre als Hauptvereinsgabe des allgemeinen deutschen Cäcilienvereins herausgegeben, ist sehr gefällig und praktisch gedruckt und sehr billig: Partitur und Stimmen kosten 50 Pf., je zweimal die Stimmen ebenfalls nur 50 Pf. Als Vesper könnte vielleicht die Botiv-Vesper vom allerheiligsten Altarsakrament (Fronleichnamsvesper) in falsbordon von J. B. Molitor genommen werden. Durch einen solchen Programmwurf würde eine sichere Richtschnur für glücklichen Ausfall der Feier gewonnen und die Thätigkeit der Vereine, die sich hauptsächlich im Winter entfalten muß, concentrirt — zum besondern und allgemeinen Besten.

△ **Feilbingert.** Die dauernde Inruhestandsetzung des Herrn Lehrers Ballh von hier wurde in gar schöner und herrlicher Weise am Samstag, den 8. Decbr., begangen. Abends 6 Uhr versammelten sich der in seinen Anfängen begriffene Cäcilienverein, der Fabrikrath, der katholische Theil des Gemeinderathes und die Schulkinder in dem Lehrsaale des Schulhauses. Präcis 3/4 7 Uhr bewegte sich ein imposanter Fackelzug zum Pfarrhause, um den Herrn Pfarrer zur Begleitung abzuholen. Unter den Klängen eines Marsches, gespielt von einer kleinen Kapelle aus der Umgegend, gelangte der Zug durch das Dorf, zur Wohnung des Herrn Ballh. In der Mitte des Zuges trugen zwei Mädchen das dem genannten Herrn von der Gemeinde gebrachte Geschenk, einen elegant gearbeiteten Ruhesessel. Die ganze Gemeinde war in Bewegung. Hr. Ballh zeigte sich am offenen Fenster, voll sichtlich Freude über die ihm zu Theil gewordene Ehre. Der Ortspfarrer dankte nun in ergreifenden Worten dem Herrn Ballh im Namen sämtlicher Katholiken Feilbingerts, da doch eine ganze Generation zu den früheren Schülern des Herrn Ballh, welcher 38 Jahre hier wirkte, zähle. Nun erfolgte durch den Cäcilien-Verein der Vortrag einiger Strophen des Liedes „Heimkehr“ von Heim, der gewiß in den Zuhörern reichen Widerklang fand. Alsdann begann Herr Schulverweiser Halm in schwungvoller Rede die Verdienste des Herrn Ballh für das Schulsach etwas näher zu beleuchten, dankte im Namen sämtlicher Schüler für den empfangenen Schulunterricht und schloß mit einem dreifachen Hoch auf den Gefeierten, in das die große Menge aus voller Kehle mit einstimmte. Alsdann ergriff Herr Ballh mit bewegter Stimme das Wort und dankte der Gemeinde für das ihm stets erwiesene Wohlwollen, auch für diese kleine Ehrenbezeugung und lud die Versammlung zu einem Glase Wein in seiner Wohnung ein. Nach Absingen eines dreistimmigen Liedes seitens der Schulkinder wurde unter den feierlichen Klängen der Musik bei Hr. Ballh Einzug gehalten, wo sich die Betheiligten noch einige Stündchen in angenehmem Kreise unterhielten. Möge es Herrn Ballh beschieden sein, noch recht viele Jahre unter uns zu weilen. (Vorstehende Correspondenz kam uns erst am 23. Decbr. zu, so daß sie in Nr. 52 des „Pilgers“, die bereits am Tage vorher expedirt wurde, keine Aufnahme mehr finden konnte. D. Red.)

Gebetsgehörungen. Nach einer neuntägigen Andacht zur Fürbitte des hl. Joseph fand ich Erhörung in einem wichtigen Anliegen.

Politische Rundschau.

* **Speyer, 28. December.**

Deutsches Reich. Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens sind.“ Diese frohe Botschaft, die der Himmel in der ersten Weihnacht der Erde gesandt hat und die seitdem fortflingt durch die Jahrhunderte und alljährlich am Weihnachtsfeste sich erneuert, bildet zu dem, was um die diesmalige Weih-

nachtszeit in der politischen Welt vorgeht, einen scharfen Gegensatz. Ueberall Kriegsbefürchtungen, Gerüchte von Kriegsrüstungen, in Deutschland die Verabreichung der Militärvorlage, welche eine Verstärkung des Heeres bezweckt und dazu der Krieg in den Zeitungen gegen diejenigen, welche nicht blindlings ihr Jawort zu den Forderungen der Regierung geben, sondern wie es ihre Pflicht ist, dieselben eingehend prüfen und sich mit Rücksicht auf die so stark in Anspruch genommene Steuerkraft des Volkes nur zu dem verstehen wollen, was unbedingt nothwendig ist. Auf diesem Standpunkte steht das Centrum. Es sagt: Wenn das Vaterland in Gefahr ist, dann soll die Regierung Alles haben, was sie zur Vertheidigung nothwendig hat, aber nicht gleich auf sieben Jahre, wie sie verlangt, sondern nur auf ein Jahr, so daß die Vertreter des Volkes ihr Recht in der Hand behalten, jedes Jahr bei der Festsetzung für die Heeresausgaben mitzureden. Höchstens würde sich das Centrum zu einer Bewilligung auf drei Jahre verstehen. Ungefähr denselben Standpunkt nehmen auch die Deutschfreisinnigen ein. Der gesunde Menschenverstand muß einem sagen, daß dies für die vom Volke gewählten Vertreter der vernünftigste correcteste Standpunkt ist. Aber die Nationalliberalen, Conservativen u. s. w., die der Regierung lieber noch mehr bewilligen wollten, als sie verlangt, haben für einen solchen Standpunkt kein Verständnis. Sie thun jetzt, als ob sie allein die Vaterlandsliebe in Pacht hätten, und beschuldigen die opponierenden Parteien der Reichsfeindschaft und wie die Complimente alle heißen. Auch haben sie schon hier und da Versuche gemacht, Entrüstungskundgebungen zu veranlassen. Aber es will nicht recht ziehen, und man thäte daher gut daran, auf ein Anerbieten der „deutschen Partei“ im „Stuttgarter Beobachter“ einzugehen, in welchem es heißt: „Um mit unserm alten vor zwei Jahren gelegentlich der Verweigerung eines Direktorpostens im Auswärtigen Amt aufgespeicherten Vorrath von sittlicher Entrüstung aufzuräumen, welche wir im verflossenen Jahre bei verschiedenen Gelegenheiten abzugeben vergeblich bemüht waren, haben wir uns nunmehr entschlossen, unser vorhandenes Lager zu herabgesetzten Preisen anzubieten. . .“

Allein Spaß bei Seite! Das Vorgehen der „Entrüstungs“-Schwindler hat auch ein sehr ernstes Gesicht. Wenn man sich fragt, warum denn eigentlich diese Leute, die Conservativen und Nationalliberalen, so sehr auf Annahme der Militärvorlage dringen, ob das aus reiner lauterer Vaterlandsliebe geschehe, so steigen einem allerlei Bedenken auf. Bekanntlich suchen die Söhne der meisten sogenannten Conservativen, die sich ja hauptsächlich aus dem Adel, dem begüterten, wie dem mittellosen, rekrutiren, Stellung, Versorgung und Brod im Militärdienste. So mit hätten diese Leute bei einer Heeresvermehrung selbstverständlich bessere Aussichten. Die Söhne der „liberalen“ Geldprogen aber dienen, sofern sie dazu tauglich sind, als Gelyährig-Freiwillige, für welche die Militär-Vorlage keine Bedeutung hat; denn sie brauchen immer nur ein Jahr zu dienen und werden auch nicht in erhöhter Zahl eingestellt, also kann ihnen eine Heeresvermehrung sehr gleichgiltig sein und auch im Falle einer dadurch nothwendig werden den Steuererhöhung würden sie so gut wie nichts verspüren. Wir sprechen bloße Vermuthungen nicht gerne aus, allein nachdem die Herren die correcte Haltung der Opposition besonders des Centrums zu verdächtigen fortfahren, ohne vernünftige Gründe vorzubringen, ist man berechtigt anzunehmen, daß sie selbst sich von Gründen leiten lassen, die sie verschweigen, und die in ihren persönlichen und Standesinteressen zu suchen sind. Auch noch andere Beweggründe lassen sich denken. Die Mittelparteiler, also vor allem die Conservativen und Nationalliberalen wollen die vielen Millionen, welche die Heeresvermehrung erfordert, durch Monopole, namentlich durch Tabak- und Schnapsmonopol aufbringen, also durch indirekte Steuern. Nun werden aber durch solche Steuern die untern, ärmeren Volksklassen weit härter betroffen als die wohlhabenderen,

während zudem noch z. B. bei Einführung des Schnaps-Monopols die „conservativen“ Großbrenner vermöge der hohen Entschädigungen, die ihnen gezahlt wurden, ein gutes Geschäft machen würden. Unter solchen Umständen wäre freilich die „Entrüstung“ sehr begreiflich.

Uebrigens könnte dieselbe doch auf eine entscheidende Probe gestellt werden. Es ist nämlich auf Seite der Opposition der Gedanke aufgetaucht, die Mittel zur Durchführung der Heeresvermehrung durch eine Einkommensteuer zu beschaffen, die nur von denen, welche über 6,000 Mark jährliches Einkommen haben, also nur von den begüterten Klassen zu tragen wäre. Wenn nun der Patriotismus der Entrüstler echt ist, müssen sie natürlich diesen Vorschlag mit Freuden ergreifen und zeigen, daß sie nicht nur „Entrüstung“ zur Schau tragen, sondern auch Opfer bringen können.

Nach den Weihnachtsferien werden die Beratungen über die Militärvorlage fortgesetzt werden. Es verlautet, die Regierung wolle den Reichstag auflösen, wenn ihr die Mehrausgaben für das Militär bloß auf ein oder drei Jahre und nicht gleich auf sieben Jahre bewilligt werden. Es ist aber sehr fraglich, ob der neue Reichstag gefügiger ausfallen würde.

Bulgarien läßt bekanntlich gegenwärtig durch eine Deputation bei den Großmächten die bulgarischen Verhältnisse darlegen, um für die Selbstständigkeit ihres Landes gegenüber den Gelüsten Rußlands Sympathieen zu wecken. In Berlin wurden die drei Herren der Deputation nicht amtlich, sondern einzeln als Privatpersonen empfangen und zwar von dem Sohne des Reichskanzlers, dem Grafen Herbert Bismarck. Er soll ihnen gerathen haben, Bulgarien solle ein besseres Verhältniß zu Rußland anbahnen und es solle den zum Fürsten wählen, den der russische Kaiser wünscht. Mit dieser Antwort ist den armen Bulgaren natürlich nicht geholfen. Auf Deutschland, das auf die Freundschaft Rußlands sehr viel Werth legt, oder vielmehr legen muß, können sie also nicht bauen. Aehnliche Antworten werden sie in Paris bekommen, wo sich die drei Deputirten eben befinden. Denn Frankreich will ja in einem Kriege mit Deutschland Rußland zum Bundesgenossen haben, will es also mit ihm nicht verderben.

Literarisches.

Allerheiligen-Büchlein oder Brevier-Kalender zum täglichen Leben mit der Kirche und allen lieben Heiligen.

Unter diesem Titel hat die im vorigen Jahre zur lathol. Kirche übergetretene Frau J. von Massow einen Abreiß-Kalender herausgegeben, der wegen seines gebiegenen Inhaltes und seiner praktischen Einrichtung beachtet zu werden verdient. Er zerfällt in zwei Theile. Der erste enthält die Heiligensfeste, der zweite die Sonntage des Kirchenjahres, und die inzwischenden fallenden Feste und Oktaven, die Advent- und Fastenzeit, die Quatember- und Wittage. Für jeden Tag oder Fest sind einige kleine Stellen aus dem Brevier- oder Messbuch und ein kurzes Gedicht auf einem Blättchen, das abgerissen und in Bücher gelegt werden kann, gedruckt. Diese Blätter können auch als Andenken zu Namensfesten und Geburtstagen, als ehrende Fleißzettel u. dgl. verwendet werden. Dieses „Allerheiligen-Büchlein“ eignet sich besonders für fromme Weltleute, jedoch werden die Geistlichen und Ordensleute es nicht ohne Nutzen gebrauchen. Es ist mit „oberhirtlicher Erlaubniß“ in sehr gefälliger Form in Roth- und Schwarzdruck hergestellt und verlegt im Literarischen Institute von Dr. M. Guttler in Augsburg. U. o. u.

Wir bringen unsere

Rothmann Nähmaschinen

in empfehlende Erinnerung (bestes Fabrikat, mit Garantie, Anlernen gratis). Del, Riemen, Schiß ic. Nadeln aller Systeme.

Reparaturen werden schnell und pünktlich ausgeführt.

Achtungsvoll

Theobald Anton & Sohn

Edenkoben.

Todes-Anzeige.

Gottes unerforschlichem Rathschlusse hat es gefallen, unsere innigst geliebte Mutter,

Frau

Anna Maria Dehel,

geb. Nieder,

im Alter von 59 Jahren, versehen mit den hl. Sterbsacramenten, nach kurzer Krankheit zu sich in sein himmlisches Reich aufzunehmen.

Um ein Memento im Opfer und Gebet ersucht

Sperheim, Speyer, den 22. December 1886.

Im Namen der tieftrauernden Hinterbliebenen:

Georg Detzel, Subregens.

Todes-Anzeige.

Verwandten und Freunden die traurige Mittheilung, daß meine liebe, gute Frau

Apollonia Eismwirth,

geb. Benk,

im 69. Lebensjahre, nach langen schmerzlichen Leiden, öfters versehen mit den Tröstungen unserer hl. Religion, heute früh sanft verschieden ist.

Suhardt, 28. December 1886.

Johann Adam Eismwirth,

Bürgermeister.

Geschäfts-Verlegung.

Mein Verkaufsfokal in
Tricotageartikel, Manufactur & Kurzwaaren
befindet sich von heute an in dem früher Rückert'schen Hause.
Um geneigten Zuspruch bittet

Peter Hoffmann,
Biedesheim.

Das „Magazin für Pädagogik“.

katholische Zeitschrift für Volkserziehung und Volksunterricht, herausgegeben unter Mitwirkung von Geistlichen und Lehrern von Seminar-Oberlehrer **B. Käiser** in Gmünd (Württemberg) und Dr. **Jos. Ant. Keller**, erzbischöf. Schulinspektor und Pfarrer in Gottenheim (Baden), erscheint in 52 Wochen-Nummern, 12 Literaturblätter und 4 Quartalheften mit je einer Musikbeilage zu dem Preise von **jährlich Mr. 6.—**

Das „Magazin für Pädagogik“ ist das älteste konervative Schulblatt Süddeutschlands und beginnt mit dem Jahre 1887 seinen

fünfzigsten Jahrgang

mit Herausgabe einer besonders ausgestatteten **Jubiläums-Nummer** (Wochen-Ausgabe und Literaturblatt und 1. Heft.)

Dieses Schulblatt ist weitverbreitet, und zahlreiche Mitarbeiter aus dem geistlichen wie aus dem Lehrerstande in Württemberg, Baden, Hessen, Bayern und Hohenzollern sind bemüht, die verehrt. Leser auf dem Gebiete des deutschen Schulwesens zu orientiren und auf dem Laufenden zu erhalten.

Man abonniert auf das „Magazin“ bei allen Postämtern, Buchhandlungen und bei der Expedition desselben; **Probenummern** sind allüberall erhältlich.

Zahlreichen Neubestellungen sehen entgegen

Speisingen (Württemberg), im December 1886.

die Redaction und Expedition.

Kirchenkerzen

in garantirt reinem Bienenwachs,
Wachsstöcke, Weihrauch & Oel
für's ewige Licht

empfehlen

A. Naab in Rockenhausen.

für den heiligen Vater.

Speyer von Einigen M. 4. Bornheim Zub.-Gaben M. 18. Stödingen Zub.-Gaben M. 2. St. Martin Zub.-Gaben M. 114.21. Herzheim M. 22. Waldschbach M. 3.

Missionsverein.

Settenleibheim Zub.-Gaben M. 35.67. Mailammer-Alsterweiler M. 250. Wattenheim M. 11 und Zub.-G. M. 4. Bornheim M. 27. Altenbamberg Zub.-Gaben M. 11.50. Ebernburg Zub.-Gaben M. 12.75. Schaidt M. 65.66. Weindersheim ung. Zub.-G. 50 Pf. Hefheim M. 6. Zub.-G. M. 1. St. Martin M. 63.20. Waldschbach M. 6. Mutterstadt M. 7.40. Zub.-G. M. 23. Weidesheim M. 33.50. Gleisweiler M. 13.50. Hefheim Zub.-Gaben (schon früher eingesendet) M. 6.

Kindheit-Gesellschaft.

Friesenheim M. 20 für zwei Heidenkinder, die „Karl Jakob Friedrich“ und „Katharina Christine Barbara“ zu taufen sind. Wiesbad Zub.-G. M. 2.20. Arzheim M. 10.50. Mailammer-Alsterweiler M. 100; ebendaher M. 10 für ein Heidenkind, das „Joseph“, M. 20 für ein solches, das „Joseph“ und M. 20 für ein solches, das „Maria Catharina“ zu taufen ist. Wattenheim M. 8.40 und M. 12 für ein Heidenkind, das „Joseph“ zu taufen ist. Harthausen-Hanhofen M. 100. Bornheim-Stödingen M. 25. Von einigen Mädchen M. 12 für ein Heidenkind, das „Joseph Moysus“ zu taufen ist. Altenbamberg M. 12.60. Ebernburg M. 5.33. Schaidt M. 9.13. Hefheim fürs II. Semester 1886 M. 15.50. Weindersheim ebenso M. 15.30. Weindersheim von S. N. Zub.-G. „für die armen Heidenkinder“ M. 10. Ungenannt ebenso M. 1. Esthal M. 10. Kirrberg M. 18. St. Martin M. 55.12. Mutterstadt M. 44.81. Harthausen für ein Kind „Joseph“ zu taufen M. 20. Gleisweiler M. 32.60.

Bonifaciusverein.

Iggelheim ung. Zub.-G. M. 2.70 und M. 1. Zweibrücken von L. M. 2. S. N. in R. Zub.-G. 3. Mödersheim Zub.-Gaben M. 6. Weidesheim M. 1.

Für die nördlichste Mission (Hammerfest in Norwegen).

Speyer ung. M. 1. Esthal Zub.-G. M. 20.

Für den St. Raphael's-Verein.

Speyer ung. M. 1.

Für die Trappisten in Marianhill (Afrika.)

Speyer ung. M. 1. Esthal Zub.-Gaben M. 20.

Für die Indianer-Mission in den Felsengebirgen Nordamerikas.

Wiesbad Zub.-G. M. 1. Speyer ung. Zub.-G. M. 3. Albersweiler M. 14.20. Esthal Zub.-Gaben M. 20.

Für die Mission in Sanjibar.

Speyer ung. M. 1.

St. Josephs-Mission für die Deutschen in Paris.

Speyer 2 Ungenannte je M. 10.

Für die Josefkrankenkirche in Lourdes.

Schaidt M. 2.

Wir werden ersucht, aufzunehmen:

N. Friesenheim. Jubiläumsgabe für die Kirchenneubauten in Martinshöhe M. 1.50, Erweiler bei Dahn M. 1.50, Rindsbach bei Landstuhl 90 Pf.

Gebetsmeinung für den Monat Januar.

Die Cardinäle der hl. römischen Kirche.

Briefkasten.

Nach Hefheim. Die Convicts-Collecten werden auf amtlichem Wege quittirt, also auch die für diesen Zweck eingesendeten M. 10 von der Kirchenkasse in Weindersheim.

Nach W. Nest pro III. 86 noch M. 3; sonst alles in Ordnung. Besten Dank.

Fruchtmart der Stadt Speyer vom 28. Decbr.

Fruchtsorten.	Quantität.	Preis für den Gemner.				Gefallen.	Gefallen.
		Höcher Preis.	Niedrigerer Preis.	Mittel-Preis.	Gefallen.		
Weizen	—	M. 0 00	0 00	0 00	—	—	—
Korn	25	7 15	7 00	7 08	—	13	16
Gerste	47	7 75	7 75	7 75	—	—	—
Spelz	—	0 00	0 00	0 00	—	—	—
Hafer	2	5 80	5 80	5 80	—	—	—

Erscheint wöchentlich einmal und kostet vierteljährlich 60 Pfg., durch den Postboten ins Haus gebracht, 75 Pfg. Inserate, die gespaltene Zeile 20 Pfg. — Man abonniert bei der Post, bei Fr. Kieberger in Speyer, Aug. Busch in Landau, S. Joffe in Herrheim, Ledmeister in Sandstuhl, S. Dörner in Kaiserslautern, St. Kasi in Ehenleben, Kuppert in Zweibrücken.



Kirchen-Kalender.

Sonnt., 9. Jan. 1. Sonnt. n. Erich. d. H.
Mont., 10. Bon der Octave.
Dinst., 11. Bon der Octave.
Mittw., 12. Bon der Octave.
Donnerst., 13. Octave v. Erich. d. H.
Freit., 14. Hilarius, Bisch. u. Kircheng.
Samst., 15. Paulus, erster Einsiedler.

Der christliche Pilger.

Ein katholisches Sonntagsblatt.

Ich würde dem Evangelium nicht glauben, wenn nicht das Ansehen der katholischen Kirche mich dazu bewegte. Augustinus.

Speyer, den 9. Januar 1887.

➔ Auf den Pilger kann immer noch abonniert werden. ➔

Weihnachts-Ansprache des heil. Vaters.

Der hl. Vater hat auf die Glückwünsche, welche ihm das hl. Kolleg der Kardinäle zum Weihnachtsfeste darbrachte, mit folgender wichtigen Rede geantwortet: „Den Antheil, den das hl. Kolleg der Kardinäle durch den Mund seines Dekans an Unsern Trübsalen nimmt, und die Glückwünsche, welche es Uns zur frohen Wiederkehr des Weihnachtsfestes darbringt, nehmen Wir mit dem Gefühl der größten Freude an; und in Erwiderung derselben wünschen auch Wir allen Mitgliedern des hl. Kollegs auf's innigste jedes begehrenswerthe Glück. Möge die Freude, welche von der Krippe des göttlichen Erlösers ausgeht, Aller Herzen durchdringen, und sie in Mitte der Befürchtungen und Kengsten der gegenwärtigen Zeit des Umsturzes aufrecht erhalten und mit himmlischem Troste erfüllen. — Auch Wir fühlen wahrlich lebhaft das Bedürfnis dieses Trostes. Zwar betrübt und schmerzt Uns, wie Wir schon bei andern Gelegenheiten sagten, nicht, was gegen Unsere Person, die täglich zur Zielscheibe schwärzlicher Beleidigungen und Kränkungen dient, gethan wird. Was Uns am meisten schmerzt, das ist der Krieg, der immer heftiger gegen die katholische Kirche und gegen die göttliche Institution des Papstthums geführt wird. Wir beklagen bitterlich, wie es recht ist, was man zu ihrem Schaden in Mitten anderer, und zwar sogar katholischen Nationen zu thun sucht, und Wir unterlassen Nichts, was die apostolische Pflicht Uns auferlegt, um die hl. Sache Gottes und der Kirche überall zu vertheidigen und zu schützen. Allein tiefer berührt und betrübt Uns, was in Italien und in Rom, dem Centrum des Katholicismus und privilegierten Sitz des Statthalters Jesu Christi geschieht, denn hier sind die feindseligen Angriffe um so schwerer, je mehr sie direkt die oberste Kirchengewalt, mit welcher die Wohlfahrt, das Leben und die sociale Thätigkeit der Kirche in der Welt so arg verknüpft sind, treffen. Und jetzt haben sich die Gründe, aus welchen Wir hier immer bitter zu Klagen hatten, seit einiger Zeit über alle Maßen gemehrt, und immer mehr enthüllen sich die Absichten, die man unter dem Schleier von erlogenen Vorwänden und von eiteln Unterscheidungen gegen die Kirche verbirgt. Ihre wohlthätigsten Institutionen, ihre Lehren, ihre Diener, ihre Rechte, Nichts wird geschont: neue Ge-

setze werden angedroht, welche, soweit die öffentliche Stimme davon spricht, einerseits das Wenige, das man noch der Kirche als Eigenthum gelassen hat, treffen, und andererseits darauf hinzielen, die Einmischung der Laien in die kirchlichen Angelegenheiten, mit allen verderblichen damit verbundenen Folgen, zu begünstigen. Gegen den Unterricht und die christliche Erziehung der Jugend schärft man jetzt alle Waffen, und die Bestrebungen der Sekten fördernd, will man jetzt mehr als je, daß diese Erziehung nicht auf katholischen Grundsätzen beruhe. Ja, es gibt Menschen, die offen verlangen, daß sie antikatholisch sei.

Folgen der wachsenden Feindseligkeiten sind auch die schmachvollen Maßregeln, die man neuerdings gegen arme, unschuldige Nonnen genommen hat, Personen, die aller Theilnahme werth sind, denen man die Gesellschaft und Hilfe von Freundinnen nimmt, die freiwillig mit ihnen in ihrer bescheidenen Zurückgezogenheit zu leben wünschten. Die wüthendsten Angriffe jedoch und die unveröhnlichsten Gehässigkeiten der Sekten und derer, die ihnen sekundiren, sind vorzüglich gegen das Papstthum gerichtet, den Grundstein, auf dem der erhabene Bau der Kirche sich erhebt. Es genüge zu erwähnen, daß man dasselbe öffentlich als den allzeitigen Feind Italiens zu denunciren wagte, und es mit so schmählischen und entehrenden Namen bezeichnete, daß die Sprache vor der Wiedergabe derselben zurückbebt. Und was Wunder, daß daraufhin in Volksversammlungen und öffentlichen Comitèen und in der Presse die gemeinsten Schmähungen und Beleidigungen gegen den Papst geschleudert wurden! Was Wunder, daß bei der Aufregung der Leidenschaften in verschiedenen Städten Italiens schreckliche Insulte gegen die päpstliche Würde begangen wurden! Und was Wunder, daß man, auf verwegenerer Ziele hinsteuern, gegen Uns und Unsere friedliche Wahrnehmung mit Anwendung der äußersten Gewaltthatigkeiten gedroht hat! Das Schlimmste dabei ist, daß diesen Ausbrüchen des Hasses und der Wuth gegen die wohlthätigste Anstalt, die je zum gemeinschaftlichen Heile der Welt und zum besonderen Wohle Italiens existirt hat, freier Lauf gelassen wurde, und daß Nichts geschehen ist, um sie wirksam zu hindern. In diesem Zustand der Dinge begreift Jeder, in welcher Weise Unsere Würde und Unsere Ehre respektirt und gewahrt ist, welche Sicherheit, welche Sorte von Freiheit Uns in der Ausübung des Apostolischen

Antes gelassen ist! Man sagt zwar und man wiederholt es immerfort, daß Wir unter den gegenwärtigen Umständen in der Regierung der Kirche nicht gehindert sind. Was beweist das alles? Es regierten die Päpste die Kirche auch in den ersten Jahrhunderten, in Mitte der Verfolgungen; sie regierten sie, so gut sie konnten, auch vom Kerker aus und in der Verbannung: dieses beweist die göttliche Kraft der Kirche, aber nicht die Freiheit, welche die Päpste jener Zeit genossen. Und dann, wenn Wir auch nicht vollständig gehindert sind, macht man Uns diese Regierung nicht immer schwieriger? Hängt es nicht von der Willkür derer, die die Gewalt in Händen haben, ab, diese Schwierigkeiten zu machen und zu vergrößern? Darum ist es für Uns evidenter Weise unmöglich, Uns in die gegenwärtige Lage der Dinge zu fügen. Und da die Feinde, gestützt auf die Hilfe menschlicher Macht, Nichts unversucht lassen, um diese Lage dauernd zu machen, so fühlen Wir Unsererseits die Pflicht, gegen die alten und neuen Attentate die formellsten Proteste zu erneuern, und zum Schutze Unserer Unabhängigkeit die heiligen Rechte der Kirche und des Apostolischen Stuhles aufrechtzuerhalten. Unser Vertrauen ist in Gott, dem alle menschlichen Ereignisse unterstehen. Möge er Unsere demüthigen Gebete und die Gebete der ganzen katholischen Christenheit an diesen Tagen der Gnade und Barmherzigkeit gütig erhören und sich würdigen, Unsere heißen Wünsche zu erfüllen.

* Erscheinung des Herrn *).

So heißt das Fest, welches die Kirche am 6. Januar feiert, das aber leider nebst mehreren anderen Festen, zur Zeit, als das linke Rheinufer unter Napoleonischer Herrschaft stand, abgewürdigt und auf den nächstfolgenden Sonntag verlegt wurde. Im Volksmunde und auch in vielen Kalendern wird dieses Fest Dreikönig genannt, ein Name, der jedoch den Charakter des Festes unrichtig bezeichnet und sogar zu Mißverständnissen Anlaß gibt. Der Name Dreikönig kann die Meinung erwecken, als ob es sich hier um ein Heiligenfest handle, um ein Fest zu Ehren der hl. drei Könige, während das genannte Fest ausschließlich ein Fest des Herrn ist. Im Officium und in der Liturgie dieses Festes findet sich nichts, was als Verehrung der hl. drei Könige gedeutet werden könnte, ein Beweis, daß die Kirche den eigentlichen Charakter des Festes streng gewahrt haben will.

Was die Kirche an diesem Feste feiert, das wird schon und präcis angegeben in der Antiphon zum Magnificat der 2. Festvesper. Da heißt es: *Tribus miraculis ornatum diem sanctum colimus* — einen durch drei Wunder ausgezeichneten heiligen Tag feiern wir: *Hodie stella Magos duxit ad praesepe* — heute hat der Stern die Weisen zur Krippe geführt; *hodie vinum ex aqua factum est ad nuptias* — heute ist Wasser in Wein verwandelt worden zur Hochzeit; *hodie in Jordane a Joanne Christus baptizari voluit, ut salvaret nos* — heute wollte Christus von Johannes im Jordan getauft werden, um uns zu erlösen.

Diese drei Thatfachen geben unserm Feste seinen Namen und seine Bedeutung. Der kirchenamtliche Name des Festes ist: *Epiphania Domini* — Erscheinung des Herrn. Das Wort Erscheinung ist hier in einem volleren Sinne zu nehmen, im Sinne von Offenbarung, offenbar werden. Erscheinung will hier nicht einfach sagen, daß Jesus Christus durch seine Geburt auf die Erde gekommen sei, sondern es will sagen, daß in den genannten drei Thatfachen die Würde seiner Person und der Zweck seines Kommens enthüllt worden seien, daß er hiedurch feierlich vor der Welt als ihr Gott und Heiland erschienen sei.

1. Die Erscheinung des Herrn in der Huldigung der Weisen. Es muß ein würdiger, großartiger Aufzug gewesen sein, als die Weisen aus dem Morgenlande gen

Jerusalem und Bethlehem kamen. Die Würde ihrer Personen und der Glanz ihres Auftretens muß in Jerusalem einen gewaltigen Eindruck gemacht haben, denn sonst wäre, wie der Evangelist berichtet, auf ihre Anfrage nach dem neugeborenen König der Juden nicht ganz Jerusalem sammt dem Herodes in Schrecken gerathen. Ohne Zweifel hatte man doch in Jerusalem schon gehört von den wunderbaren Vorgängen auf den Fluren Bethlehems in der Geburtsnacht des Herrn, aber man hatte wohl den Berichten hierüber keinen Glauben beigemessen, weil sie von einfachen Hirten stammten. Als aber die Männer aus dem fernen Osten erschienen, da änderte sich die Sache. Jerusalem wurde von einer gewaltigen Aufregung ergriffen; denn jetzt hatte man es nicht mit gewöhnlichen Leuten zu thun. In der That waren die Führer jener morgenländischen Wallfahrt, wie wir aus ganz bestimmten Anhaltspunkten schließen, hervorragende Männer. Sie waren Abstammlinge eines Priestergeschlechtes, welches seinen Ursprung bis auf Sem, einen der drei Söhne Noe's, zurückführte. Im tiefen Osten, der Urheimath dieses Priestergeschlechtes, nahmen dessen Angehörige auch oft die Stelle von Stammfürsten ein, von Priesterkönigen, wie Melchisedech einer gewesen. Sie hatten sich noch keine Reste der Offenbarung aus der Zeit der Patriarchen bewahrt, manche Weissagung war ihnen bekannt geblieben, so besonders die von dem aus Jakob aufglänzenden Sterne, dem Messias, sowie die Verheißung eines von der Jungfrau zu gebärenden Königs, der Gott sein würde. Auch entsprach der Wandel dieser Männer vollkommen ihrer gottgeweihten Stellung. Diese Männer rief Gott innerlich durch die Gnade und äußerlich durch einen wunderbaren Stern nach Bethlehem, als die alten Verheißungen sich erfüllten und der Messias in die Welt eintrat. Er rief sie als Vertreter aller Völker der Erde. Und sie kamen, huldigten dem neugeborenen Heiland, beteten ihn an, und opferten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen, Gaben, welche die göttliche-königliche Würde Jesu Christi und seinen messianischen Beruf andeuteten.

So wurde durch dieses Ereigniß Jesus Christus als Gott und Heiland der Welt feierlich offenbar gemacht; er erschien hier als der, der er in der That war.

2. Die Erscheinung des Herrn durch seine Taufe am Jordan. — Zur Zeit, wo Jesus Christus öffentlich auftrat, um sein messianisches Amt auszuüben, rief Johannes, sein Vorläufer, das Volk zur Buße auf und taufte die Bußfertigen am Jordan. Es sollte eine Vorbereitung des Volkes sein für die Wirksamkeit des Messias selber. Deshalb war die Johannaustaufe auch keine Taufe, die Vergebung der Sünden bewirkte, sondern nur eine Aufforderung, die Herzen für die Vergebung durch den Erlöser vorzubereiten. Da, als Johannes am Jordan seines Amtes waltete, kam Jesus selber und verlangte von ihm getauft zu werden. Johannes wendete ein: „Ich habe nöthig, von Dir getauft zu werden, Du aber kommst zu mir?“ Jesus beruhigte ihn mit den Worten: „Daß nur, es geziemt uns ja, alle Gerechtigkeit zu erfüllen.“ Und Jesus ward von Johannes getauft. — Wozu die Taufe Jesu? Den Grund gibt er selber an mit den Worten, mit denen er Johannes beruhigte. „Es geziemt uns, alle Gerechtigkeit, d. h. den Willen Gottes zu erfüllen.“ Nach dem Willen Gottes ist Jesus der Erlöser der Welt, der große Bäder für die Sünden der Menschen. Deshalb empfängt er von Johannes die Bußtaufe, als Einweihung gleichsam für sein Amt, Bäder zu sein für unser aller Schuld. Das ist die Bedeutung der Taufe Jesu. Sie ist die Einweihung in sein Amt als Erlöser der Menschen. Jesus sollte, nach den Worten eines gelehrten Schriftauslegers, an sich die Zeichen der Sünde und die Merkmale des Fluches tragen, selbst ohne Schuld; denn nur mit diesem Zeichen, gleichsam den Brandmalen der Schuld an seinem Leibe konnte er als ein Schuldiger behandelt und der göttlichen Gerechtigkeit überliefert werden. Solche Merkmale aber waren seine Beschneidung, seine Opferrung im Tempel und

*) Nachdruck ist nur mit Angabe der Quelle gestattet.

seine Taufe. Jesus stellte sich dadurch öffentlich in die Reihe der Sünder, wollte ihnen gleichgeachtet sein, um damit den Willen seines himmlischen Vaters zu erfüllen und uns von unsern Sünden zu erlösen. Jesus übernahm durch seine Taufe feierlich vor aller Welt die Sühne für die Sünden der Welt. Was er im Delgarten, beladen mit der Schuld Aller hinaufrief zu seinem himmlischen Vater in den denkwürdigen Worten: „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe“, das hat er hier in anderer Weise kundgegeben, dadurch nämlich, daß er sich taufen ließ. Und wie dort am Delberg ein Engel des Himmels auf jenes Wort ihm Stärkung brachte, so öffnete sich auch hier der Himmel zu einem der erhabensten Zeugnisse für Jesus. Es stieg der Geist Gottes wie eine Taube hernieder auf ihn und vom Himmel herab erscholl eine Stimme, welche sprach: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe.“

So war die Taufe Jesu, sowie die Umstände, die sie begleiteten, eine feierliche Beglaubigung, daß Jesus Gottes Sohn sei und der Erlöser der Welt; es war eine Erscheinung des Herrn.

3. Die Erscheinung des Herrn durch das Wunder bei der Hochzeit zu Cana. — Wohl sind alle Wunder, die Jesus gewirkt, eine Erscheinung, eine Offenbarung seiner Würde, seines Amtes. Ja, es gibt unter seinen Wundern solche, welche mehr als das bei der Hochzeit zu Cana jenem Zwecke dienen, z. B. die Todtenerweckungen. Allein die Kirche wählt zum Feste der Erscheinung des Herrn das Wunder bei der Hochzeit zu Cana vor allem aus dem Grunde, weil es das erste Wunder ist, das der Heiland gewirkt hat, und weil dessen Bedeutung schon der Evangelist hervorgehoben hat mit den Worten: „Diesen Anfang der Wunder machte Jesus zu Cana in Galiläa und offenbarte seine Herrlichkeit und seine Jünger glaubten an ihn.“ Auch bisher hat es im Leben des Herrn nicht an wunderbaren Vorgängen gefehlt. Man denke nur an die Wunder bei seiner Geburt. Aber es waren Wunder, die an und um ihn gewirkt wurden, hier wird das erste Wunder von ihm gewirkt, und damit fügte der Heiland den bisherigen Zeugnissen für seine göttliche Herkunft und Sendung ein neues glorreiches Zeugniß bei. Und sobald seine Jünger dieses Zeugniß sahen, glaubten sie an ihn. Mit diesem Wunder hat also Jesus jene glänzende Reihe von Wundern begonnen, die in seiner wunderbaren Himmelfahrt ihren Abschluß fand.

Aber auch in dem Gegenstande des Wunders und in den Umständen desselben erblicken wir eine Offenbarung seiner Herrlichkeit, eine Erscheinung seiner göttlichen Würde und Sendung. Wasser hat er in Wein verwandelt, er hat das Niedere in einen höheren Zustand versetzt. Es ist ein Bild unserer Erhebung aus dem Zustande der Sünde in den Stand der Gnade. Jesus hat das Wunder gewirkt, und damit der Noth eines armen Brautpaares abgeholfen; es ist ein Vorbild des Segens, der unserer Seelennoth, unserer geistigen Verlassenheit abhilft und auch die leibliche Noth lindert. Zwei Neuvermählten ist der Heiland zu Hilfe gekommen, um anzudeuten, daß die Familie vor allem die Erneuerung und Heiligung finden solle durch die Erlösung. Bei einer Hochzeit hat er sein erstes Wunder gewirkt, um anzudeuten, daß er gekommen sei, mit unserer Seele Hochzeit zu halten und uns einzuladen zum himmlischen Hochzeitmahle.

Alle drei Thatfachen also, die Anbetung der Weisen, die Taufe Jesu, das Wunder in Cana, sie verkündigen es feierlich, daß der eingeborene Sohn Gottes gekommen ist als Erlöser der Welt. Das ist die Erscheinung des Herrn.

Lob und Preis sei der Liebe unseres Gottes, der seinen eingeborenen Sohn in die Welt gesandt hat, damit wir durch ihn leben.

Das Sakramentshäuschen im Münster zu Ulm.

Im Dome zu Ulm an der Donau befindet sich ein wunderzierliches Sakramentshäuslein, das dort dem staunenden Beschauer gezeigt wird, und das durch die Anstrengungen einer armen Ulmer Wittve zu Stande gekommen ist.

Die Ulmer Bürger, welche damals vor 500 Jahren noch eifrige Katholiken waren, hatten nämlich den Plan gefaßt, daß das große Werk eines Dombaues, das sie auszuführen beabsichtigten, ganz und gar allein durch ihre eigene Bemühung und Kraft vollbracht, aus eigenen Unkosten der Ulmer, nur mit „Ulmer Geld“ gebaut werden sollte. Sie verboten es daher ausdrücklich: „daß man dazu eine Skollette bei Auswärtigen, weder bei Fürsten noch Städten sammeln solle.“ Die Ulmer haben auch, nachdem beschlossen war, ihre alte, vor dem Thore gelegene Pfarrkirche auf einem andern Platz im Innern der Stadt zu einem neuen, herrlichen und großen Dombau umzugestalten, allesammt selber Hand ans Werk gelegt. In unglaublicher Schnelle brachen sie die alte Kirche ab, indem Alte und Junge, Männer und Weiber, Reiche und Arme, Geistliche und Weltliche, mit größtem Eifer hieran gearbeitet und Stein, Holz, Bilder, Epitaphien und alte und neue Baumaterialien auf den Platz, darauf das Münster sollte gebaut werden, geführt und größtentheils selbst auf ihren Achseln herumgetragen.

Nachdem sie mit vieler Mühe das Fundament gegraben, und nachdem nun zur Legung des Grundsteins alles fertig und dessen der Rath der Stadt berichtet worden, wurde selbige mit großer Solemnität im Jahr 1377, den letzten Juni, der auf einen Dienstag fiel, vollzogen. Mit Anbruch des Tages fand sich die ganze Ulmer Geistlichkeit in ihrem priesterlichen Ornat am Ort. Ingleichen stellte sich die ganze Stadtgemeinde, Jung und Alt, in größter Anzahl und in gehöriger Ordnung dar, und zogen die Jugend und Schulkinder, mit weißen Kleidern angethan, brennende Wachslichter in ihren Händen und von grünen Zweiglein zierlich geflochtene Kränzlein auf den Häuptern, die Knäblein auf dieser, die Mägdelein mit fliegenden Härlein auf der anderen Seite.

Es verfügte sich auch der gesammte Rath dahin, und der dazumal regierende Herr Bürgermeister Ludwig Krafft stieg in die Tiefe des Fundaments hinunter, von vielen Edlen und Bornehmen der Stadt begleitet. Obenan stand der „Theure“ — so nannte man ihn, — Herr Johannes Eschinger, auch „Habbast“ genannt, der sich in der vorherigen Belagerung der Stadt durch Tapferkeit so sehr berühmt gemacht hatte, und Herr Konrad Besserer, der Stadthauptmann, um den Stein, der in einer starken eisernen Klammer hing, zu lenken, damit er an den rechten Ort käme.

Die Rathsverwandten und andere Bürger griffen an das Rad und die Seile der Maschine, daran der Stein heruntergelassen ward, und der Herr Bürgermeister Krafft legte ihn an die gehörige Stelle, unter welcher Arbeit das zuschauende Volk gebetet, die Clerisei gesungen und eine schöne Musik gehalten, allzumal über diesem Werk in größter Freude lebend, wie denn auch alles hierbei hurtig zugehe.

Kaum war der Stein gelegt, so griff der Herr Bürgermeister Krafft in seine Tasche, langte hundert Goldgulden heraus und legte sie als ein Opfer auf den Stein. Dem alsdann die anderen Edlen und angesehenen Bürger, so mit darunter waren, nachfolgten, ferner die anderen Bornehmen, so oben gestanden, auch darauf herunterstiegen, und ansehnlich beisteuerten. Ja, auch wer sonst in der Stadt etwas vorstellte, selbst auch der gemeine Mann, steuerte desselben Tages gleich reichlich, so daß man sofort den Bau munter fortsetzen konnte, und in der angefangenen Weise bei nie abnehmendem Eifer der Bürgerschaft bis zur Vollendung des Kirchbaches damit fortfuhr.

Eine bescheidene Ulmer Wittfrau, die diesen großartigen und langjährigen Eifer ihrer Mitbürger mit erlebte und ansah, ergriff nun der fromme Wunsch, daß sie auch Etwas zur Ehre Gottes bei dem gemeinsamen großen Werk möchte beisteuern können.

Sie fing daher an, von ihrem geringen und mühseligen Erwerbe Etwas zu sparen und zu sammeln, und brachte nach einer Reihe von Jahren die Summe von dreihundert Gulden zusammen, welche sie den Kirchenpatronen und Rathsherren darreichte, mit der Bitte, daß man daraus einen hübschen Schrein, ein „Ciborium“ oder Sakramentshäuslein zur Aufbewahrung des Allerheiligsten in der Kirche machen lassen möchte.

Die Patrizier und Kirchenherren äußerten der armen Wittwe, daß ihr Scherflein etwas zu gering sei, um mit demselben etwas Erkleckliches zu Stande zu bringen. Allein zu gleicher Zeit versprachen sie ihr, daß das Sakramentshäuslein, auf das sie ihren Sinn gesetzt habe, doch zum Andenken ihrer frommen Sparsamkeit und als bleibendes Monument für sie zu Stande kommen solle. Sie nahmen daher die dreihundert Gulden in die Hand und steckten sie in ihren Handel, kauften dafür Waaren und schifften diese auf der Donau ein für den Osten. Mit großem Vortheil und fast verdoppelt kehrte das kleine Kapital aus dem Oriente zurück. Und indem die Patrizier dasselbe noch mehrere Jahre lang so verwendeten, sorgfältig verwalteten, Zinsen auf Zinsen legten, und da auch der Himmel durchweg seinen Segen dazu gab, so wurde endlich die Summe so groß, daß man den berühmten Meister Georg Sürklin annehmen konnte, das Ulmer Dom-Sakramentshäuschen, dieses Wunder der Kunst, aus Einem Stein so zierlich zu hauen, wie es sich nun noch der Nachwelt darstellt und von ihr bewundert wird.

So opferwillig äußerte sich die Liebe einer armen Wittwe zu ihrem Gottheilande, der da wahrhaft, wirklich und wesentlich gegenwärtig ist im allerheiligsten Altarsakramente, um, laut seiner Verheißung, bei uns zu bleiben bis an das Ende aller Tage! —

Leider steht jetzt das herrliche Sakramentshäuschen leer und unnütz im Ulmer Münster, denn dieses herrliche Gotteshaus ist nun ein protestantisches Bethaus geworden.

Der Uhrmacher des Papstes.

Eines Morgens ging Sixtus V. in der einfachen Kutte eines Dominikanermönchs durch eine der kleinen Gassen in der Nähe des Platzes Navona, da bemerkte er einen ärmlichen Uhrmacherladen. Der Aushängeschild desselben zeigte die künstlichsten Uhrwerke in allen Größen, aber im auffallenden Gegenjage hiezu bemerkte man hinter den Glasscheiben des Gewölbes selbst nur ganz vereinzelt und gewöhnliche Uhrmacherarbeiten und müßig daliegendes Handwerkzeug. Mit einem Worte, die Beweise von dem Talente des Künstlers waren nur gemalt und alles verrieth gezwungenes Feiern und Glend.

Auf der Schwelle des Ladens trieben fünf oder sechs mit Lumpen bedeckte Kinder allerhand Spiele unter den Augen ihrer Mutter, welche zwar noch jung war, in deren bleichen Zügen sich aber die deutlichen Spuren der auf den höchsten Grad gesteigerten Noth zeigten. Ein Lächeln umspielte dennoch zuweilen die Lippen der armen Mutter, wenn sie sah, wie ihre lieben Kleinen über dem Eifer ihrer Spiele das ausgefallene Frühstück des Morgens und das sehr zweifelhafte Mittagessen zu vergessen schienen.

Sixtus betrachtete einige Augenblicke den Laden, wie Jemand, der einen Einkauf zu machen beabsichtigt, und redete dann die Frau des Uhrmachers an: „Wie ich sehe, ist Ihr Mann nicht zu Hause und man kann sich also bei ihm nicht nach dem Preise dieser verschiedenen Uhrwerke erkundigen?“

„Ach nein, hochwürdiger Vater“, antwortete die Frau. „Mein Mann ist in diesem Augenblicke nicht zu Hause.“

Einige Geschäfte haben ihn gezwungen auszugehen, aber er muß bald zurückkommen, und wenn Euer Hochwürden sich die Mühe nehmen wollen, einzutreten und Platz zu nehmen, so hoffe ich, daß Sie nicht lange auf ihn warten müssen.“

Das war es eben, was der Papst wollte. Er trat daher in den Laden ein, setzte sich auf einen Schemel, den die Hausfrau ihm bot, und betrachtete aufmerksam die einzelnen noch nicht zusammengefüigten Theile sehr kunstreicher Uhrwerke. Die Neugier des Papstes wurde um so lebhafter angeregt, da mehrere dieser Stücke eine große Geschicklichkeit des Arbeiters bewiesen und Kenntnisse verriethen, wie man sie damals nur selten bei den Uhrmachern Italiens fand.

Sixtus betrachtete eben voll Interesse einen bedeutenden Theil von einer großen See-Uhr, als ein Mann von kaum vierzig Jahren, mit einem geistreichen, milden Gesichte in den Laden trat. Es war der Uhrmacher Signor Pamphilio Bonelli. Seine Frau fragte ihn mit leiser Stimme: „Kun?“

Ebenso leise entgegnete ihr Mann: „Keinen Paolo! Keine Obole! Nichts!“

„Was sollen wir denn heute anfangen, um den armen Kindern etwas zu essen zu geben?“ fragte die Mutter.

„Gott wird uns nicht verlassen!“ antwortete Pamphilio ruhig und ergebungsvoll.

Dieser Austausch schmerzlicher Worte war dem Papste nicht entgangen, und er wendete sich jetzt um zu der Frau Bonelli, welche ihm ihren Mann vorstellte. Der Papst war mit den Künsten, selbst mit der Mechanik und Astronomie vertraut genug und fand bald in Pamphilio einen Mann von tiefem Wissen und einen Künstler, welcher — was damals sehr selten war — viel Geist und eine große Vertrautheit mit der Literatur besaß. Die Erklärungen, welche er dem Papste gab, wußte er durch pikante und geistreiche Bemerkungen zu würzen, mit historischen oder klassischen Erinnerungen zu verzieren, so daß Sixtus sich nicht enthalten konnte, zu sagen: „Wie ich sehe, Meister Pamphilio Bonelli, seid Ihr nicht nur ein geschickter Uhrmacher, sondern auch ein liebenswürdiger Erzähler und ein literarisch gebildeter Mann voll Scharfsinn und Geschma.“

„Ich nehme Euer Lobsprüche nicht an, hochwürdiger Vater“, entgegnete Pamphilio, „denn ich bin weit entfernt, sie vollkommen zu verdienen. Aber wenn Ihr erfahrt, daß ich meine Studien auf der berühmten Universität Pavia gemacht habe, daß ich meine Kunst unter dem berühmten Uhrmacher Claudius Vesperelli in Mailand lernte und daß ich mich dann in derselben mit den berühmten Doktoren Michaeli Octaviani und Bruno Sabinei — Professoren der Astronomie und der Mathematik an den Universitäten Bologna und Florenz — vervollkommen habe, dann werdet Ihr Euch über die Geschicklichkeit und Kenntnisse nicht mehr wundern, welche ich in einer Kunst besitze, die ich aus Neigung ergriff und in der ich auch jetzt noch mehr aus Vorliebe als aus Gewohnheit beharre.“

„Und diese Kunst ist sehr undankbar gegen Euch gewesen“, sagte Sixtus, „denn ich bemerke nur zu deutlich, daß das Glück Euren Anstrengungen und Eurer Bildung nicht entsprochen hat.“

„Ach, leider nein, mein ehrwürdiger Vater“, entgegnete Pamphilio; „doch würde ich mich leicht darüber trösten, hätte ich nicht sechs kleine Cherubim zu ernähren, die jeden Morgen ihr tägliches Brod unter Küßen und Thränen erbitten. Oft befinde ich mich in der Unmöglichkeit, es ihnen zu gewähren; ich empfangen mit Entzücken ihre Liebkosungen, aber ich kann dieselben nicht mit Brod vergelten.“

„Ist es möglich, Signor Pamphilio?“ rief der große Papst gerührten Herzens aus. „Aber seid Ihr denn nicht im Stande gewesen, Euch durch Euer Talent eine einträgliche Kundschaft zu gewinnen?“

Bamphilio erwiderte: „Jedes Talent bedarf eines Fußgestelles, um sich bemerkbar zu machen, wie die Kerze eines Leuchters bedarf, um ihr Licht leuchten zu lassen. In eine kleine Seitengasse des Platzes Navona werden die Kardinäle, die Prinzen und die Geldmänner Roms nicht kommen, um sich einen Uhrmacher zu suchen.“

„Aber Ihr müßt Euch bekannt machen, Euch an's Licht stellen!“ entgegnete der Papst.

Der Uhrmacher sagte: „Wie eine ausgebotene Waare an ihrem Preise verliert, so verliert ein ausgebotenes Talent an seiner Würde und an seinem Werthe. Das Kloster des Ordens Mariä Verkündigung bedurfte eines Uhrmachers, um die Beschädigung auszubessern, welche der Blitz an der Klosteruhr angerichtet hat, einem Meisterwerke des großen Hieronymus Blandinelli. Ich bin diesen Morgen nach dem Kloster gegangen, um diese schwierige Arbeit zu übernehmen, aber man hat mich abgewiesen. Man urtheilte über das Talent des Künstlers nach der Einfachheit seines Anzuges und nach der Lage seiner Wohnung. Ja, so denkt, so geht die Welt!“

Der Papst suchte die Achseln und sagte: „Vielleicht wäre dem abzuhelfen.“

„Wo wäre das Mittel dazu?“ erwiderte der Künstler. „Ich sehe keines. Ich hatte eine Bittschrift an den heiligen Vater gerichtet, daß er mir zu Hilfe kommen möge, aber der Vatikan hat für mich ebensowenig Ohren gehabt, wie die Paläste der Kirchenfürsten und die Klöster.“

„Und was verlangt Ihr vom Papste?“ fragte Sixtus.

„Eine Gunst“, entgegnete der Uhrmacher, „welche seinen Schatz nicht um einen einzigen Thaler ärmer gemacht, die Abgaben seines Volkes nicht um einen Paolo vergrößert haben würde.“

„Aber worin bestand diese Gunst?“ fragte der verehrte hl. Vater.

„Ich hat den Papst, er möchte meinen Laden besuchen und sich einige Augenblicke darin aufhalten. War denn meine Bitte überspannt und vertrug sie sich vielleicht nicht mit der Ehrfurcht, welche ich meinem Herrscher und dem Vater der Gläubigen schuldig bin?“

„Nein, gewiß nicht“, entgegnete Sixtus, „und wenn der Papst Eure Bittschrift erhalten hätte, so würde er sich ohne Zweifel ein Vergnügen daraus gemacht haben, Euren Wunsch zu erfüllen.“

„Das glaube ich selbst, mein hochwürdiger Vater; aber unser heiliger Vater ist wie alle Herrscher von Deuten umgeben, welche ihm die Wahrheit verbergen, die —“

„Sie verbergen sie ihm nicht lange“, unterbrach ihn Sixtus, indem er aufstand, „und ich kann Euch voraus sagen, daß der Papst bald auf eine oder die andere Weise davon unterrichtet wird, wie seine Sekretäre oder Kämmerlinge die an ihn gerichteten Bittschriften aufgenommen haben.“

Nach einigen Worten des Lobes und der Ermuthigung nahm der hl. Vater Abschied von dem Uhrmacher, den er bald wieder zu besuchen versprach.

Am nächsten Tage, zu der Stunde, zu welcher die Glocken das Zeichen zum Angelus geben, strömte die ganze Bevölkerung des Platzes Navona nach der Straße Zughelmei, wo der Galawagen des großen Papstes Sixtus V. soeben vor dem Laden des armen Uhrmachers Bamphilio Bonelli angehalten hatte.

„Bamphilio“, sagte der Papst, indem er den Fuß auf die Schwelle des Ladens setzte, „ich komme, das Fußgestell Eures Rufes anzurichten. Seid Ihr's zufrieden?“

Bamphilio erkannte den Dominikaner von gestern.

„Ach, heiligster Vater!“ rief er, „Ihr überhäuft mich mit Ehre und Freude. Mein Glück in dieser Welt und in der andern ist gesichert, und ich habe jetzt nichts mehr zu fürchten von den Launen des Glückes!“

„Hier“, sagte der Papst, „ist der Kardinal von Santo Bibiano, Regulator des Klosters Mariä Verkündigung. Er

kommt, Euch zu bitten, daß Ihr die Wiederherstellung der schönen Klosteruhr übernehmen möget. Er ersucht Euch zugleich, zu den ersten Auslagen Eurer Arbeit fünfhundert Thaler anzunehmen. Was mich betrifft, so bestelle ich hiemit eine öffentliche Uhr für den Platz Navona und ernenne Euch zu meinem Hofuhrmacher!“

„Hofuhrmacher des Papstes und noch dazu eines solchen wie Sixtus V.“ rief Bamphilio, indem er sich mit seinen Kindern und seiner Frau zu den Füßen des Papstes niederwarf, „welch' ein Ruhm, welch' ein Glück!“

„Macht Euch dieser Ehre würdig, Signor Bamphilio“, mahnte der Kardinal von Santo Bibiano, „und traget aus allen Kräften dazu bei, das Pontifikat Eures großmächtigen Gebieters zu verherrlichen!“

„Das will ich!“ betheuerte Bonelli — und er hat Wort gehalten.

Dr. Himmelstein, Bucher, Würzburg.

Neues aus Kirche und Welt.

* **Rom.** Der Heilige Vater hat an den Vorstand des katholischen Jünglings-Bereins von Italien folgendes Breve gerichtet: „Geliebte Söhne! Gruß und apostolischen Segen! Euer Verlangen, durch ein Schreiben von Uns in euren Unternehmungen gestärkt zu werden, ist Uns überaus angenehm und zugleich eurer gewohnten Frömmigkeit entsprechend. Denn euer Verein hat, so lange er besteht, noch nie der Liebe gegen den hl. Stuhl verbunden mit dem bereitwilligsten Gehorsam ermangelt. Gleichwohl wünschen Wir, daß ihr diese Tugend, welche euch gottlob innewohnt und welche Allen innewohnen soll, weil auf ihr ganz besonders die Grundlage der christlichen Pflichten ruht, mit größtmöglicher Wachsamkeit und Anstrengung hütet, damit sie unter dem Besthauche der Zeiten und Sitten nicht verkümmere, wenigstens in euch nicht, gegen welche, wie ihr sehet, die meisten Gefahren gerichtet sind. Am leichtesten werden diejenigen über letztere getäuscht, welche sich mehr als billig der Zeitströmung unterwerfen zu müssen glauben, weil es diesen dann nur zu oft geschieht, daß sie, nachdem sie sich ein Mal auf den abschüssigen Weg begeben haben, sich nicht mehr halten können und in immer größere Irthümer fallen. Ihr aber, fahret in allen euren Unternehmungen, wie ihr begonnen, fort, der Kirche, der treuesten Führerin, welche Gott selbst dem Menschengeschlechte gegeben, nicht nur gehorsam, sondern mit Liebe und größter Bereitwilligkeit zu folgen. Unter ihrem Schutze und nach ihrer Anleitung widersezt euch herzhast allen trügerischen Meinungen und lasterhaften Anlockungen und wirket insbesondere durch Rath und That den Umsturz-Gesellschaften, welche gegenwärtig so überaus zahlreich sind, entgegen. Wonach diese streben, und was sie beabsichtigen, ist Jedermann bekannt; ihr müßet nun nicht nur ihrer Anstechung aus dem Wege gehen, sondern so viel ihr vermöget die allgemeinen Interessen gegen deren gottlose Anschläge muthig in Schutz nehmen. Im Uebrigen bieten der Eifer für Religion und Frömmigkeit, die Tröstung und Unterstützung der Armen, die Sorgfalt für die Handwerker und die Schulen der Kinder, ja selbst die freien Künste und Wissenschaften eurer Nächstenliebe und Strebsamkeit ein weites Feld des Wirkens. Was immer ihr löblich und ehrbar und dem privaten oder öffentlichen Leben nutzbringend erachtet, das nehmet in euere Sorge und wirket in Eintracht und Ordnung so viel ein Jeder vermag. Die Kirche und die Gesellschaft haben nicht geringe Hoffnungen auf die Jugend gesetzt. Wir aber bitten indeß den an Barmherzigkeit reichen Gott, er möge euerm Verstande seine himmlischen Güter gewähren, als deren Unterpfand und zum Zeichen Unseres väterlichen Wohlwollens Wir euch liebend im Herrn den apostolischen Segen ertheilen. Gegeben zu Rom am 4. December 1886, im neunten Jahre Unseres Pontificates, Leo XIII., Papst.“

* **München.** Zur Beherzigung für die Wähler mögen aus einem Artikel der „N. Nachr.“ folgende Sätze hier mitgeteilt sein: „Gelingt es der nichtultramontanen Wählerschaft, die patriotische Majorität zu zerstören, so wird die parlamentarische Vertretung nicht nur die Pflicht, sondern auch das Recht und die Macht haben, jede Concession hinsichtlich der Schule in ultramontanem, schulfreundlichem Sinne mit allen Mitteln zu verhindern. Beschlüsse wie die Aufhebung von Simultanschulen werden dann dem Ministerium nicht mehr möglich sein.“ Stimmt! Daß die Liberalen aber, wenn sie die Mehrheit haben, nicht bloß auf die Verhinderung der Aufhebung von Simultanschulen sich beschränken, sondern mit aller Kraft auf die Zerstörung der Confectionsschulen hinarbeiten würden, haben die „N. Nachr.“ zu sagen unterlassen; es versteht sich aber von selbst. Denn der wesentlichste Zug des modernen Liberalismus ist sein freimaurerischer Gedanke, die Feindschaft gegen jedes kirchlich-confectionelle Bekenntniß.

* **Mainz.** Am 29. December Nachmittags fand die konstituierende Versammlung des hessischen Erziehungsvereins im „Pfälzer Hofe“ dahier statt. Den Vorsitz führte Herr Lehrer Götz von Klein-Rohrheim. Die provisorischen Statuten gelangten im Allgemeinen zur Annahme. Die Vorstandswahl ergab als Gewählte: die Herren Lehrer Kessler-Mainz, Mezger-Brezenheim, Ries-Worms und Schmitt-Offenbach; die Geistlichen: Domcapitular Thoms-Mainz, Pfarrer Sickingen-Heppenheim, Pfarrer Kösterus-Nieder-Roden, Dr. Selbst-Worms und Engelhardt-Bingen; außerdem sollen noch vier Laien in den Vorstand gewählt werden, deren Wahl die Versammlung dem Vorstande überläßt. Nur Baron Dael-Darmstadt wurde schon in der Versammlung gewählt. Die Versammlung, die über Erwarten zahlreich besucht war, lieferte den Beweis, daß die katholischen Lehrer entschlossen sind, endlich den Bann des hessischen Landeslehrervereins zu brechen und wünschen wir denselben zu ihrem Vereine alles Gute.

* **Aus Nassau.** Der Herr Bischof von Limburg hat den Domcapitular und geistlichen Rath Walter daselbst zum Dombekan und General-Vicar ernannt. Derselbe erfreut sich ungetheilter Hochachtung. Manche angesehenen Männer geistlichen und weltlichen Standes verehren Herrn Walter, welcher von 1852 bis 1858 als Reallehrer in Limburg, dann sechs Jahre lang als Convictsregens und Gymnasiallehrer in Hadamar gewirkt, als ihren bewährten Lehrer und Erzieher. Seit 1864 war er in Limburg ununterbrochen zuerst als Dombicar, dann als Wirklicher Geistlicher Rath und Ordinariatsrath, seit 1871 als Domcapitular in der Central-Verwaltung des Bisthums beschäftigt.

* **Wien.** Der deutsche Ritterorden, welcher in der Säkularisationsperiode in Deutschland aufgelöst wurde, hat sich in Oesterreich erhalten. Er wurde dort in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts neu organisiert und seine bedeutenden Güter dienen zunächst zur Sustentation der Ordensritter und den Wohlthätigkeitszwecken des Ordens. Die Ordensritter müssen von altem Adel sein und zwölf Ahnen väterlicher- und mütterlicherseits besitzen; sie legen das Gelübde der Keuschheit ab und müssen demgemäß unverheiratet bleiben. Nun ist in dem Orden, an dessen Spitze bereits als Hoch- und Deutschmeister ein Mitglied des Kaiserhauses, Erzherzog Wilhelm, steht, abermals ein Erzherzog eingetreten, nämlich der 23jährige Erzherzog Eugen, Bruder der Königin Christine von Spanien. Derselbe hat das Noviziat beendigt und empfing am 23. Dec. die heiligen Sakramente. Am 18. Jan. wird demselben dann der feierliche Ritterschlag erteilt. Erzherzog Eugen wird als deutscher Ordensritter sein Leben der Vertheidigung der heiligen Kirche und den Werken der Wohlthätigkeit widmen. Gewiß ein erhabener Beruf für einen kaiserlichen Prinzen!

* **Bern.** Der Große Rath des Cantons Freiburg

bewilligte 2½ Millionen Francs für die Errichtung einer katholischen Universität in Freiburg.

* **Frankreich.** Bei der Weihnachts-Mitternachtsmesse in der Kirche Saint Nizier zu Lyon ist durch die Besonnenheit eines Polizisten eine furchtbare Katastrophe vermieden worden. Ein Unbekannter hatte eine Bombe mit brennendem Zünder am Eingang in der Nähe des Weissefels niedergelegt. Glücklicherweise bemerkte ein Polizeidiener dieselbe, trug sie aus der Kirche und löschte die glimmende Zündschnur im Kinnstein aus. Eine Untersuchung wurde sofort eingeleitet, man soll dem Missethäter bereits auf der Spur sein.

Diöcesanachrichten.

* **Speyer.** Am Feste der Erscheinung des Herrn, das in unserer Diöcese Sonntag, 9. Januar gefeiert wird, findet die übliche Collecte statt für den hl. Vater in Rom.

* **Speyer.** Die Pfarrei Dannstadt wurde dem Pfarrer Georg Lau in Pforz verliehen.

Gebetserhörungen. Bei einem Schwerkranken geschahen keine Schritte, daß derselbe noch versehen werde. Auf Anrufung des hl. Herzens Jesu und Maria sowie des hl. Joseph ließ man den Priester rufen und dem Kranken wurde diese Gnade zu Theil.

— In allzu großen Schmerzen an einem kranken Arm nahm ich meine Zuflucht zur schmerzhaften Mutter Gottes. Tausend Dank für die baldige Hilfe. E. H. in Sp.

— In einem schweren Anliegen nahm ich mit meiner Frau durch Abhaltung einer ständigen Andacht meine Zuflucht zum hl. Joseph, wo ich ganz klar ersichtlich und ohne allen Zweifel thatächliche Erhörungs fand. P. B. in St.

— Nach einer neuntägigen Andacht zu Ehren des hl. Antonius fand ich Erhörungs.

— Dank der Fürbitte des hl. Joseph und hl. Antonius fand ich Hilfe in einem Anliegen.

— In einem schweren Anliegen nahm ich meine Zuflucht zur Fürbitte Marias von der immerwährenden Hilfe und des hl. Joseph und wurde erhört.

— Tausend Dank unserer lieben Mutter Maria von der immerwährenden Hilfe, für die Hilfe ihrer Fürbitte in einem häuslichen Anliegen. Zugleich Abbitte, daß ich es nicht sogleich veröffentlicht.

Politische Rundschau.

* **Speyer, 4. Januar.**

Deutsches Reich. Am 1. Januar 1887 waren achtzig Jahre verflossen, seit König Wilhelm von Preußen und Kaiser von Deutschland der preussischen Armee angehört. Entgegen dem sonstigen Brauche der Hohenzollern trat der damalige Prinz Wilhelm schon vor dem vollendeten zehnten Lebensjahre in das Heer ein. Zur Feier des Tages war große Gratulationscour im kgl. Schlosse und Kirchgang. Berlin hatte reichen Flaggenschmuck angelegt, Abends fand festliche Beleuchtung statt. Der „Köln. Ztg.“ zufolge sprach der Kaiser den Ministern und andern Abordnungen gegenüber seine volle Zuversicht in Erhaltung des Friedens aus. Demnach scheint die Lage in Europa in den letzten Wochen sich wesentlich friedlicher gestaltet zu haben und die sogenannten Entrüstungsversammlungen, welche gegen jene Parteien losziehen, die zur geforderten Militärvermehrung nicht unbedingt ja sagen, verfallen deswegen immer mehr der Lächerlichkeit. Aus Frankreich und Rußland, den beiden gefürchteten Mächten, gegen welche die Heeresvermehrung gerichtet ist, kommen jetzt friedliche Nachrichten. Der französische Minister Goblet erklärte einer Deputation gegenüber, daß die Beziehungen Frankreichs zu den andern Mächten die begehrten Kriegsbesürchtungen keineswegs rechtfertigen, die Regierung wünsche den Frieden und Frankreich bedürfe des Friedens nicht nur der Geschäfte wegen, sondern auch, um im Lande die begründete Herrschaft der Freiheit und Demokratie nicht zu schädigen. Die Regierung habe es oft genug wiederholt, daß sie den Frieden wolle, es sei unnütz, es noch weiter zu wiederholen. Niemand könne die Aufrichtigkeit der Regierung bezweifeln. Es sei allerdings wahr, daß ganz Europa sich gewissermaßen im Zustande eines bewaffneten Friedens befinde, und daß ein solcher Zustand wohl gewisse Besürchtungen erklärlich mache, allein

es hänge nicht von Frankreich ab, diesen Zustand aufhören zu machen. Die Regierung sei der festen Hoffnung, daß daraus kein Krieg hervorgehen werde. Hierzu ist bemerkenswerth, daß sämtliche Pariser Blätter über diese Erklärungen des Ministers sich befriedigt aussprechen. Was Rußland betrifft, so betonen die Regierungszeitungen unausgesetzt, daß Rußland ein „tiefes Friedensbedürfnis“ habe, und gar nicht darauf ausgehe, den Frieden zu brechen. Die russischen Finanzen sind zerrüttet, die russischen Papiere standen nie so schlecht, wie heute; Rußland wäre also kaum im Stande, jene schweren Anleihen zu machen, welche ihm zur Führung eines Weltkrieges unumgänglich nothwendig wären. Dabei läßt die Verfassung und Ausrüstung des russischen Heeres viel zu wünschen übrig. Also auch von Rußland her wehen Friedenslüfte. Allerdings muß zugegeben werden, daß es in Frankreich und Rußland keineswegs am bösen Willen fehlt, den Kriegstanz mit Deutschland und Oesterreich zu beginnen; aber viel werth sind doch die Bekenntnisse der berufensten und kenntnißreichsten Stimmen in jenen Ländern, welche von einem Kriege abrathen, weil sie einsehen, daß sie immer noch den Kürzeren ziehen würden. Wie also die Sachen jetzt liegen, kann man sich der frohen Hoffnung hingeben, daß das Jahr 1887 ein Friedensjahr sein werde. Demnach muß aber auch die Nothwendigkeit einer sofortigen, umfassenden und auf eine lange Dauer von Jahren, ja für immer berechneten Vermehrung des Heeres stark bezweifelt werden; der jetzt wieder aus den Ferien zurückkehrende Reichstag findet ein fast ganz verändertes Bild vor.

Bayern. Am Sonntag, 3. Januar, wurde in Ludwigshafen eine nationalliberale Versammlung abgehalten. Der Schluß der beiden Hauptreden (von Dr. Groß in Lambshausen und Anwalt Bangraz in Landau) bildete gleichmäßig die Militärvorlage, die man nach nationalliberalem Rezept selbstverständlich annehmen müsse, wie sie von der Regierung gemacht worden sei. Anwalt Bangraz verfiel sich u. A. auch zu der Behauptung, nur die nationalliberale Partei sei die Beschürzerin des vierten Standes (der Arbeiter.) Um diese Behauptung würdigen zu können, muß man wissen, daß wir mit Neujahr in die Carnevalszeit eingetreten sind. — An demselben Tage fand auch eine Versammlung der demokratischen Partei in Kaiserslautern statt, in welcher Reichstagsgeordneter Grohe über die Militärvorlage sprach. Die Versammlung erklärte sich gegen jede 7- oder 5- oder 3jährige Feststellung der Heeresstärke und will dieselbe jedes Jahr bei Festsetzung des Budgets vorgenommen haben; sie betrachtet eine Vermehrung der Militärstärke als unvereinbar mit der Finanzlage des Reiches und der ungünstigen wirtschaftlichen Lage der Einzelstaaten, und möchte im Falle eine Heeresvermehrung beschlossen würde, die Mehrkosten durch die bekanntlich von fortschrittlicher Seite vorgeschlagene Reichseinkommensteuer gedeckt wissen. Es ist das im Ganzen auch der Standpunkt des Centrums, nur würde sich dieses unter Umständen auch auf eine dreijährige Bewilligung einlassen.

Preußen. Am Weihnachtstage sind in Rom zum zweiten Male Vorschläge der preussischen Regierung über die endgiltige Revision der Maigesetze eingetroffen. Die früher gemachten Vorschläge waren vom päpstlichen Stuhle als unbefriedigend bezeichnet worden. — In Berlin wurde neulich eine „Entrüstungs“-Versammlung abgehalten, bei welcher es zu einer feierlichen Prügelei kam. Wer nämlich nicht „entrüstet“ sein wollte und dies kundgab, wurde hinausgeworfen. Schöne Komödie.

Frankreich. Während bis vor wenigen Tagen die Blätter überall düster in die Zukunft schauten und das Land von Kriegsgeschrei wiederhallte, obwohl Niemand sagen konnte, woher dasselbe komme, oder auf welche bestimmte Nachrichten es sich stütze, hat jetzt plötzlich eine friedliche Stimmung Platz gegriffen. Wir haben bereits oben von den bezüglichen Äußerungen des

Ministerpräsidenten Goblet gesprochen; aber auch der bekannte „kriegerische“ Kriegsminister Boulanger hat bei einer Versammlung eine friedliche Rede gehalten. Auch sonst soll er sich gelegentlich im friedlichen Sinne geäußert haben; er wolle den Frieden; als General habe er freilich anders gedacht, allein wenn man für die Geschichte eines ganzen Landes verantwortlich sei, bekomme man andere Ansichten. Auch hat derselbe sich herbeigelassen, die 400 Millionen, die er für die Heeresvermehrung verlangte, und von deren Bewilligung er sein Bleiben als Minister abhängig gemacht hatte, auf mehrere Jahre zu vertheilen. Für 1887 sollen bloß 43 Millionen verlangt werden. Dieser Beschluß soll durch den französischen Gesandten in Berlin der kaiserlichen Regierung amtlich mitgetheilt worden sein.

In **Rußland** machen sich die Nihilisten wieder mehr bemerklich. Man ist einer weitverzweigten Verbindung nihilistischer Natur in den Provinzen St. Petersburg, Moskau und Wladimir auf die Spur gekommen, so daß zahlreiche Verhaftungen erfolgten. Allein die Hauptthäne hat man nicht erwischt. Vom russischen Kaiser heißt es, er leide an Verfolgungswahn etc.

Aus **Bulgarien** nichts Neues. Die Deputation ist noch auf Reisen. Ueberall macht man ihr schöne Worte über die Zuneigung, die man für Bulgarien habe, aber dieses müsse sich mit Rußland vertragen. Das alte Lied. Man wird es fortleiern, bis Bulgarien von Rußland verspeist sein wird.

In der **Türkei** hat es einen neuen Finanzminister gegeben. Das wäre nun nichts Besonderes. Denn in einem Lande, wo die Finanzen so zerrüttet sind wie in der Türkei, hält's keiner lang aus. Allein der neue Finanzminister ist ein Christ, und zwar der erste Christ, der im türkischen Reiche einen Ministerposten erlangt. Der Sultan hält große Stücke auf ihn, weil er ein tüchtiger, ehrlicher Finanzmann ist. Ob er aber seinen Posten lange behält, ist in Anbetracht der türkischen Verhältnisse schwer zu sagen. Gerade weil der neue Minister ein Christ ist und mit dem Schendrian und den Veruntreueren auf-räumen will, werden ihn seine Herren türkischen „Collegen“ bald gestürzt haben.

Eine alleinstehende Wittwe sucht Stelle, am liebsten in einem kathol. Pfarrhaus oder bei einem alleinstehenden Herrn als Haushälterin — kann auch auf einem Landgut sein, wenn es nicht anders ist, aber bei einer kathol. Familie. Näheres in der Exped. d. Bl.

Simon Kuhn Mannheim,

==== Versandtgeschäft ====

in Kaffee — Thee — Chocolate — ausländ.

Weinen — Spirituosen und Cigarren,

hält sich bestens empfohlen.

Vorzüglichste Waaren. — Billigste Preise
la. Referenzen.

Preislisten gratis und franco.

Sieben erschien und in der
Ferd. Fleeburger'schen Buchhandlung in Speyer
zu haben:

Die dritte Auflage

des

„**Monika-Kalender**“ 1887

mit einem Wandkalender als Gratisbeigabe.

Preis 50 Pfennige.

Die Herstellung einer dritten Auflage unseres „**Monika-Kalender**“ zeugt von der allgemeinen Beliebtheit, deren sich dieser herrlich ausgestattete und inhaltsreiche Kalender erfreut. Wir bitten deshalb recht herzlich, auch dieser neuen Auflage die ihr mit Recht gebührende Aufmerksamkeit gütigst zu widmen.

Recht zahlreichen, geschäftigen Aufträgen sieht entgegen

die Buchhandlung P. Auer
in Donauwörth.

Einladung zum Abonnement auf **„Deutscher Hausschatz“**

XIII. Jahrgang. 1887.

Größte katholische illustrierte Zeitschrift.

Mit Oktober hat der „Hausschatz“ seinen neuen XIII. Jahrgang begonnen.

Der Hausschatz erscheint in jährlich 18 Hefen à 40 Pfg. und kann durch jede Buchhandlung bezogen werden. Die Postanstalten nehmen nur halbjährliche Abonnements auf 9 Hefte (3 M. 60 Pf.) an.

Der Hausschatz enthält nur ausersessene, spannende Romane, Novellen sittlich reiner Tendenz, Humoresken, Gedichte etc.

Der Hausschatz stellt in zahlreichen Lebensbeschreibungen mit den Porträts hervorragender Katholiken dem katholischen Volke edle und erhabene Zeitgenossen und Vorbilder auf.

Der Hausschatz bietet zahlreiche belehrende Aufsätze aus dem Bereiche der christl. Kunst, der Naturwissenschaften, der Länder- u. Völkerkunde; ferner interessante Reisebeschreibungen.

Der Hausschatz widmet besondere Sorgfalt auch der Gesundheitspflege.

Der Hausschatz hält ferner eine sorgfältige Rundschau auf allen Gebieten des Wissens, der Kunst, Haus- und Landwirtschaft, des Handels und Verkehrs, der Technik etc.

Der Hausschatz ist jederzeit durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zu beziehen, und werden alle erschienenen Hefte nachgeliefert.

Die Verlagshandlung

Friedrich Pustet in Regensburg.

Ein gebrauchtes Harmonium

wird für eine arme Kirche der Pfalz zu kaufen gesucht. Wo? sagt die Expedition ds. Bl.

Kirchenkerzen

in garantiert reinem Bienenwachs,

Wachstöcke, Weihrauch & Oel
für's ewige Licht

empfehlen

A. Naab in Rockenhausen.

Donauwörther Zeitschriften.

Mit Rücksicht auf den stattgehabten Jahreswechsel erlauben wir uns, Ihre Aufmerksamkeit ganz besonders auf unsere Zeitschriften zu lenken und die Bitte beizufügen, die Verbreitung derselben mit aller Energie fördern helfen zu wollen. Als recht wirksames Mittel zur größeren Verbreitung hat sich die Vertheilung von Probenummern erwiesen. Auf Wunsch versenden wir jede Anzahl gratis und franko und bitten bald gefälligst verlangen zu wollen.

Abonnements auf die Zeitschriften: Ambrosius, Echo der Annalen Unserer Lieben Frau von Lourdes, Literaturblatt, Monika, Notburga, Raphael, Ratgeber fürs Hauswesen, Katholische Schulzeitung und Schulkengel nehmen alle Buchhandlungen, Postexpeditionen sowie die unterzeichnete Verlagshandlung entgegen.

Hochachtungsvoll

Buchhandlung L. Auer in Donauwörth.

Geschäfts-Verlegung.

Mein Verkaufstotal in
Tricolageartikel, Manufactur & Kurzwaaren
 befindet sich von heute an in dem früher Rückert'schen Hause.
 Um geneigten Zuspruch bittet

Peter Hoffmann,
 Biedesheim.

Für den heiligen Vater.

Ungenannt Zub.-G. M. 2. Speyer, Kloster St. Magdalena M. 3 und Klosterpensionat M. 2. Speyer D. M. 5. Ung. (durch Oggersheim) Zub.-G. M. 2. Gerbach 3 Zub.-Gaben M. 3.

Missionsverein.

Speyer, Kloster St. Magdalena M. 2. Etenkofen M. 7.52. Friesenheim ung. Zub.-G. M. 3 und M. 1. Ung. (durch Oggersheim) Zub.-G. M. 1.40. Minschweiler M. 1. Schweiz M. 12. Ramstein M. 3. Kapsweyer M. 15.70. Minschweiler a. Gl. Zub.-Gaben M. 6. Ung. M. 1. Lauterecken ung. Zub.-G. M. 2. Waldsiedelbach Zub.-G. M. 22. Mundenheim M. 72. Speyer ung. 10 Pf. Weiterbach Zub.-G. M. 8. Arzheim M. 4. Ruppertsberg M. 7. Großsiedelbach M. 6.

Kindheit-Besu-Verein.

Feilbingert Zub.-G. M. 13.19. Ung. M. 10. Etenkofen M. 13.01. Perlham (Niederbayern) M. 60 für ein Heidenkind. Schweiz M. 12. Göttingen 2. Gabe M. 4.49. Ramstein M. 7.20. Kapsweyer M. 6. Minschweiler a. Gl. Zub.-G. 6.70. Bergabern 7.50 und M. 1. Zub.-G. M. 1.50. Mundenheim M. 21.16. Speyer ung. 50 Pf. Sanhofen ung. 50 Pf. Gschbach M. 11.50. Eppstein 4. Quartal 1886 M. 11.40. Flomersheim ditto M. 11.50. Studernheim ditto M. 18.60. Weiterbach M. 12.35. Neulandungen M. 15. Arzheim M. 1.11. Ruppertsberg M. 16. Großsiedelbach M. 8.

Bonifaciusverein.

Speyer ung. Zub.-G. M. 2. Speyer ung. M. 1. Eppstein Zub.-Gaben M. 49.50. Grünstadt Zub.-Gaben M. 10. Arzheim Zub.-Gaben 2. Sendung M. 27. Dammersheim M. 2.35.

Für die nördliche Mission (Hammerfest in Norwegen).

Lauterecken M. 4. Speyer ung. M. 5. Speyer ung. M. 5. Speyer ung. Zub.-G. M. 1. Speyer von einem Dienstmädchen M. 1. Speyer ung. Zub.-G. M. 5. Flomersheim Zub.-Gaben M. 30.50.

Für die Trappisten in Marianhill (Afrika)

Ung. Zub.-G. M. 4. Studernheim Zub.-Gaben M. 48.30. Für die Indianer-Mission in den felsengebirgen Nordamerikas. Speyer ung. Zub.-G. 50 Pf. Studernheim von den Meschdiern M. 9.42. Albersweiler Zub.-G. M. 4.27. Mundenheim M. 40. Landau von einem Diensthöfen M. 2. Etenkofen von einem Diensthöfen M. 1. Speyer von einem Diensthöfen M. 1. Bundenhof M. 6.40.

Für die Mission in Sanghar.

Speyer 2 Zub.-Gaben M. 3. Speyer ung. Zub.-G. M. 1. Für die verfolgten Christen in Cochinchina. Speyer 2 Zub.-Gaben M. 6.

Für die dürftigste Mission.

Ungenannt M. 4. Etenkofen Zub.-Gaben M. 67.25. Großsiedelbach Zub.-Gaben M. 15.20.

Für die Kirche der hl. Elisabeth in Eisenach.

Neulandungen M. 15. Großsiedelbach Zub.-G. 2.

Für die Kirche in Rindsbach.

Speyer ung. M. 3 und M. 1.

Für die Kirche in Erfweiler.

Speyer ung. M. 1.

Palästinaverein.

Speyer von einem Dienstmädchen M. 1.

Für das Diensthöfen-Ahl in Alexandrien

Ramstein M. 3.

Für das 50jährigen Priesterjubiläum Papst Leo XIII.

Aus Knöringen M. 11.50.

Briefkasten.

Für die der Redaction so zahlreich zugekommenen werthvollen Glückwünsche zum Jahreswechsel besten Dank und herzlichste Erwidern.

Nach Dahn. Es ist noch Zeit.

Nach Friesenheim. Name wurde eingeschaltet.

Fruchtmart der Stadt Speyer vom 4. Januar.

Fruchtforten.	Quantität.	Preis für den Centner.				Gefallen.	Gefallen.
		Höchster Preis.	Niedrigster Preis.	Mittelpreis.	Gefallen.		
Waizen . . .	10	9 10	9 10	9 10	—	—	—
Korn . . .	24	7 20	7 10	7 13	—	05	—
Gerste . . .	12	7 50	7 50	7 50	—	—	25
Spelz . . .	7	6 30	6 20	6 25	—	—	—
Hafer . . .	11	6 30	5 80	6 05	—	25	—

Erscheint wöchentlich einmal und kostet vierteljährlich 60 Pfg., durch den Postboten ins Haus gebracht, 75 Pfg. Inserate, die gespaltene Seite 20 Pfg. — Man abonnirt bei der Post, bei Fr. Kleeberger in Speyer, Aug. Busch in Koblenz, S. Joffe in Herzheim, Lesmeister in Landstuhl, S. Dörner in Kaiserlautern, St. Rost in Ebernheim, Ruppert in Zweibrücken.



Kirchen-Kalender.

Samst., 16. Jan. Fest d. h. Namens Jesu.
Mont., 17. Hl. Antonius, Abt.
Dienst., 18. Petri Stuhlfeier in Rom.
Mittw., 19. Hl. Canut, Mär.
Donnerst., 20. Hl. Fabian u. Sebastian, M.
Freit., 21. Agnes, Jungfr. u. M.
Samst., 22. Vincenz u. Anastasius, M.

Der christliche Pilger.

Ein katholisches Sonntagsblatt.

Ich würde dem Evangelium nicht glauben, wenn nicht das Ansehen der katholischen Kirche mich dazu bewegte. Augustinus.

Speyer, den 16. Januar 1887.

Auf den Pilger kann immer noch abonniert werden.

§ Die Erfolge Leo's XIII. im Jahre 1886.

(Nachdruck verboten.)

Wir Katholiken sind es gewohnt, von dem hl. Vater als dem „glorreich regierenden“ zu sprechen. Wenn je, so ward im Jahre 1886 diese Bezeichnung gerechtfertigt. Für den hl. Stuhl ist es in Wahrheit ein „glorreiches“ gewesen. Weltumspannend wie die katholische Kirche selber ist auch die Arbeit und Sorge des Papstes. Und wenn es je einen Papst gegeben hat, der ganz und gar auf der Höhe seines Berufes und seiner Aufgabe stand, so ist es Leo XIII. Beweis dafür ist das Jahr 1886.

Unter den Sorgen des hl. Vaters nimmt die erste Stelle die ein, welche Deutschland ihm bereitet. Gleich bei seinem Regierungsantritt hat er in Wort und That bekundet, wie sehr die katholische Kirche Deutschlands ihm am Herzen liegt. Der Gang der Dinge hat es so mit sich gebracht, daß er Anlaß bekam, in freundlich persönliche Beziehungen zum Kaiser sowohl wie zum Reichskanzler Fürsten Bismarck zu treten. Wurden doch sogar Orden und Geschenke gewechselt zwischen Rom und Berlin. Der kühnste Prophet hätte vor wenigen Jahren nicht zu prophezeien gewagt, daß Fürst Bismarck zu seinen vielen Auszeichnungen noch den höchsten päpstlichen Orden bekommen würde.

Die größte Behutsamkeit, Klugheit und Geduld zeigte der hl. Stuhl in der langsamen und schwierigen Entwicklungsgeschichte des ersten preussischen Friedenswerkes; es erforderte um so mehr Vorsicht und Geduld, als es von vornherein bestimmt war, nur den Anfang eines kommenden Friedensschlusses überhaupt zu bilden. Von kulturkämpferischer Seite war man bestrebt, das Volk glauben zu machen, zwischen dem Bemühen des hl. Vaters und dem des Centrums bestehe ein Gegensatz und der hl. Vater sei mit dem Auftreten und Verhalten des Centrums nicht einverstanden. Diesem Streben brach der hl. Vater damit die Spitze ab, daß er wiederholt beim katholischen Volke wie auch dem Centrum das größte Lob spendete. Zu Anfang des Jahres richtete er ein Rundschreiben an die Bischöfe Preußens, in welchem er u. A. die Treue belobte, mit welcher das kath. Volk Preußens während der gefährlichen Zeiten des Kulturkampfes ausharrte. Noch deutlicher sprach er sich einige Monate später

aus in einer Audienz, die er Pilgern aus Preußen erteilte (darunter vier Centrumsabgeordnete.) Er sprach da u. A.:

„Ich liebe Deutschland sehr und bete täglich für sein Wohl. Ich freue mich über die Haltung der dortigen Katholiken, welche im Parlament eine so treffliche und um die katholischen Interessen hoch verdiente ausdauernde und aufopfernde Vertretung gefunden haben, deren Anstrengungen es mit zu verdanken ist, daß der Kirche wieder größere Freiheit gewährt wird. Sollten neue Kämpfe entstehen, Sie würden gewiß wiederum mit Muth und Beharrlichkeit in dieselben eintreten; aber diese Nothwendigkeit befürchte ich nicht und mit Dank gegen Gott müssen wir die Verbesserungen annehmen, welche jetzt kommen werden. Sie werden bald über die neue Vorlage zu beschließen haben. Gewisse Reserven werden den Umständen gemäß erforderlich sein — aber darüber will ich hier nicht Richter sein; Sie wissen selbst, wessen die Kirche bedarf, und der Rath weiser Führer steht Ihnen zur Seite.“

Diese Sprache läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

Wiederholt hatte der hl. Stuhl thätig eingzugreifen bei Besetzung von Bischofsstühlen. Zur Neubesetzung des erzbischöflichen Stuhles von Köln kam die von Gnesen-Posen; beide waren nicht erledigt, ihre Inhaber waren nur durch die Staatsgewalt verhindert, ihres Amtes zu walten, mußten also mit Zustimmung des hl. Stuhles resignirt haben, ehe eine anderweitige Besetzung erfolgen konnte. Jeweils lag die Hauptschwierigkeit in der Personenfrage. Jedoch wurde sie glücklich gelöst, und die ungetrübte Einmütigkeit zwischen dem hl. Stuhle und dem preussischen Episkopat blieb erhalten, wenn sich auch der hl. Vater in einzelnen Fällen veranlaßt sah, berichtigend einzugreifen.

Wenn in dem kleinen Hessen, in welchem der Kulturkampf so arge Verheerungen angerichtet hat, im Laufe des Jahres wenigstens ein Anfang zum Bessern erzielt wurde, so ist es wesentlich dem Bemühen des hl. Vaters zuzuschreiben. Die Theilnahme des hl. Vaters am Heidelberger Universitäts-Jubiläum war ein deutlicher Beweis dafür, daß dem wachsam Auge des obersten der Hirten nichts entgeht, was das Interesse der Kirche und die Ehre des hl. Stuhles fördern kann. Ohne diesen Schritt des hl. Vaters, der einen eigenen Vertreter nach Heidelberg entsandte, wäre dem deutschen Festland zweifelsohne ein protestantisch-kulturkämpferisches Gepräge aufgebrückt worden. So aber muß-

ten die bösen Geister stumm bleiben. Wie schwer es sie angekommen ist, war aus verschiedenen Anzeichen zu sehen.

Am letzten Tage des alten Jahres hatte der hl. Vater mit den Insignien des Christusordens auch einen Brief an den Fürsten Bismarck übersandt, in welchem es u. A. hieß:

„Deiner Weisheit kann's gewiß nicht entgehen, wie viel Kraft zur Sicherung der öffentlichen Ordnung und des Staatswesens in jener Nacht enthalten ist, welche von uns vertreten wird, namentlich wenn sie nach Beseitigung aller Hindernisse die Freiheit des Handelns hat. Möge es deshalb gestattet sein, im Gedanken die Zukunft schon vorweg zu nehmen und aus dem, was bisher gethan worden ist, ein gutes Vorzeichen für das Uebrige zu schöpfen.“

Die hier ausgesprochene Erwartung des hl. Vaters ist im Laufe des Jahres 1886 in Erfüllung gegangen.

Einen besonders schweren Stand hatte der hl. Stuhl gegenüber der französischen Regierung. Es bedurfte der allgrößten Klugheit und Geduld, um den offensten und vollständigsten Bruch zu vermeiden. Seit Jahr und Tag ist die französische Regierung und die Mehrzahl der republikanischen Abgeordneten kulturkämpferisch. Die katholische Kirche Frankreichs und namentlich die Geistlichkeit hat schwer darunter zu leiden. Wiederholt erhob der hl. Vater seine Stimme zur Vertheidigung und zum Schutze der bedrängten Kirche Frankreichs. In schonendster Weise bat, mahnte und warnte er, leider ohne nennenswerthen Erfolg. Ohne Erfolg war auch sein Protest gegen das kulturkämpferische Unterrichtsgesetz. Andererseits benutzte der hl. Vater jeden Anlaß der Regierung, um dem Volke Frankreichs freundliches Entgegenkommen zu zeigen. Er that dies anlässlich von Cardinals-ernennungen und ungleich mehr noch in einer Frage, die monatelang Gegenstand lebhafter Unterhandlungen war und von Frankreich mit großer Empfindlichkeit angesehen und behandelt wurde. Lediglich aus Rücksicht auf Frankreich, dessen Schutze bisher die katholischen Missionen in China unterstellt waren, unterließ es der hl. Vater, dem bereits gefassten Beschlusse gemäß, die Bitte der chinesischen Regierung zu berücksichtigen und einen eigenen Vertreter des hl. Stuhles nach Peking zu senden, wodurch das den Franzosen aus politischen Gründen sehr werthvolle, von ihnen allerdings gegenwärtig sehr schlecht ausgeübte Schutzamt über die Missionen hinfällig geworden wäre. Gerade diese Angelegenheit drohte eine Zeit lang einen völligen Abbruch der diplomatischen Beziehungen herbeizuführen. In ganz außerordentlicher Weise hat der hl. Vater Geduld und Entgegenkommen bekundet, und dazu mögen besonders zwei Umstände ihn bewogen haben: die Verhältnisse in Frankreich sind höchst unsicher; die Republik geht auf schiefer Ebene und Niemand kann die Garantie dafür übernehmen, daß die Verhältnisse morgen noch sein werden, wie sie gestern gewesen sind. Das ist Eines. Sodann drängt ein Theil der Kammernmehrheit zum Vorgehen gegen die Kirche mit äußerster Rücksichtslosigkeit. Das ist das Andere. Unter solchen Umständen ist es schon als großer Erfolg des hl. Stuhles anzusehen, daß die kirchlichen Verhältnisse in Frankreich im Laufe des Jahres 1886 nicht noch schlimmer geworden sind.

Zu wiederholten Malen sah sich der hl. Vater im Laufe des Jahres 1886 genöthigt, die Aufmerksamkeit der Regierungen Europas auf den Gang der Dinge in Italien zu lenken. Er nimmt diesem Lande und seiner Regierung gegenüber den ganz gleichen Standpunkt ein wie Papst Pius IX. Je mehr sich nun die Beziehungen des hl. Stuhles zu den verschiedenen Regierungen freundlicher gestalten, desto unheimlicher wird es den Mächtern der neuesten Geschichte Italiens. Darin mag theilweise die Erklärung dafür zu suchen sein, daß im Laufe des Jahres zu wiederholten Malen ganz bedenkliche Hekereien gegen den hl. Stuhl inscenirt wurden. So anlässlich eines Processes gegen einen Grafen Des Dorides, der des Hochverraths beschuldigt wurde. Hohe Würdenträger aus der nächsten Umgebung des Papstes sollten mit diesem Grafen

ein hochverräterisches Complot gebildet haben. Der Proceß endete kläglich; mitten in der Verhandlung zog der Staatsanwalt seine Klage zurück; die gegen den hl. Stuhl verbreiteten Verleumdungen wurden aber nicht zurückgenommen. Die Hege wurde so arg, daß der hl. Vater Anlaß nahm, durch die verschiedenen Nuntien den Regierungen einen Protest dagegen einzureichen. Denselben Schritt that der hl. Vater wieder, als ein Theil der Presse in ganz unheimlicher Weise gegen den päpstlichen Stuhl hegte und in einer Reihe von Versammlungen ganz direct zum Allerschlimmsten gegen ihn aufgefördert wurde. Ähnliche Hekereien wurden gegen Oesterreich in Scene gesetzt; gegen diese trat die Regierung in Wort und That ganz energisch auf. Die Hekereien gegen den hl. Stuhl ließ sie aber in keiner Weise stören, obwohl der Papst durch das sogen. Garantiegesetz als Souverän anerkannt ist. Der hl. Vater protestirte gegen die gehässigen papstfeindlichen Kundgebungen und machte die Regierungen darauf aufmerksam, wie schlimm es mit seiner persönlichen Sicherheit im neuen Königreich Italien bestellt sei. In der neuesten Weihnachtsansprache an die Cardinäle hat er die Lage des hl. Stuhles geradezu als unerträglich bezeichnet.

Für die weitere Ausbreitung der Kirche in fernen Ländern und die Bessergestaltung und Befestigung ihrer Verhältnisse war der hl. Vater im Laufe des Jahres 1886 ungemein thätig. Wir haben bereits der Verhandlungen gedacht, die er mit der Regierung des ungeheuer großen Chinesenreiches pflog. Wie er die Sache der Kirche und der Katholiken in diesem fernen Osten zu fördern suchte, so wandte er seine besonderen Hirten sorgen auch dem fernen Westen zu. Am 7. Juni ernannte er verschiedene Cardinäle, auch solche, die in Amerika wohnen. Bei dieser Gelegenheit sprach er die denkwürdigen Worte:

„Sodann ziehen die Vereinigten Staaten Amerikas und das Land Canada unsere Blicke auf sich. Der in jenem Staate blühende Stand der katholischen Religion, welche sich täglich mehr entwickelt und neuen Zuwachs gewinnt, sowie auch die Verfassung und Form, welche jene Kirchen täglich mehr gemäß den Sagen der hl. Canones annehmen, mahnen uns gewissermaßen und fordern beinahe, daß wir Einem aus den ersten Bischöfen jener Gegenden einen Sitz unter den Cardinals-vätern anweisen. Was dann die Bewohner Canadas betrifft, so ist Allen bekannt, mit welcher Standshaftigkeit sie dem katholischen Glauben anhangen, welche aufrichtige Liebe sie zur Kirche hegen, und wie herzlich sie ihre Anhänglichkeit und Treue zum römischen Papste in schwieriger Zeit gezeigt haben.“

Nach längeren Verhandlungen mit Portugal erfolgte die Errichtung der Hierarchie in Indien. Ebenso wurden die kirchlichen Verhältnisse des neuen Congofaates in Afrika geregelt. Auch mit dem Fürsten von Montenegro wurde ein Uebereinkommen abgeschlossen behufs Regelung der kirchlichen Verhältnisse des Fürstenthums.

Wie am Universitäts-Jubiläum von Heidelberg, so nahm der hl. Vater auch an einem denkwürdigen Jubiläum Theil, indem er eine eigene Enchlytika an die ungarischen Bischöfe richtete. Wie in der Enchlytika an die preussischen, so betonte er auch in der an die ungarischen Bischöfe die große Bedeutung der katholischen Kirche zur Hebung der socialen Mißstände im Leben der Völker. Wie andere Mundschreiber so ist gerade dieses ein be- redter Zeuge dafür, welch tiefes Verständniß und warmes Herz der hl. Vater für die Bedürfnisse und Nöthen der Völker in unseren Tagen hat.

Und bei all' seinen riesigen Arbeiten und seinen schweren Hirten sorgen hat er auch im Jahre 1886 noch Zeit gefunden, als hervorragender Kenner und Förderer der Wissenschaft thätig zu sein. Wie Theologie und Philosophie, so hat auch die Wissenschaft der Geschichte seine besondere Protektion erfahren. Merkwürdig! Mitten in den heftigen Kämpfen hat die katholische Wissenschaft einen ungeheuren Aufschwung genommen. Selbst in den gegnerischen Kreisen hat es voll und ganz Anerkennung gefunden. Hat doch ein linksliberales, uns Katholiken keineswegs gewogenes Blatt, die „Presl. Ztg.“ geschrieben:

„In der katholischen Welt herrscht in diesem Augenblick ein so reges geistiges Leben wie es nie zuvor der Fall gewesen ist. Ein Buch, wie Janssen's deutsche Geschichte, das in einer großen Anzahl von Exemplaren abgesetzt ist, und zweifellos auf den umfassendsten Studien beruht, ist ein Ereigniß, welches auch die Augen protestantischer Gelehrter auf sich gezogen hat, und dieses Buch steht schon nicht mehr vereinzelt da. Ein anderer katholischer Geschichtsschreiber (Prof. Pastor) ist durch eine Geschichte der Päpste in eine direkte Concurrenz mit Ranke eingetreten. Von der Geschichtsschreibung im engeren Sinne überträgt sich das Streben auf die Literaturgeschichte. Ein Jesuit, ein Mann, der sich ausdrücklich als Mitglied des Jesuitenordens bezeichnet, dem wir also dieses Prädikat nicht in gehässigem Sinne beilegen, Namens Baumgärtner, hat ein Leben Göthe's geschrieben, ein Buch, dessen Ergebnissen wir in sehr vielen Punkten entgegengetreten müßten, dem wir aber nicht abstreiten können, daß es auf sehr fleißigen Vorarbeiten beruht, anregend und belehrend geschrieben ist, und wenigstens nicht so viel Voreingenommenheit zur Schau trägt, daß es einen nicht-katholischen Leser zurückstoßen müßte. Die „Stimmen aus Maria Bach“, eine katholische Monatsschrift, bringen Aufsätze aus allen Gebieten der Wissenschaft, aus denen hervorgeht, daß katholische Geistliche und Ordensbrüder die ganze Entwidlung auch der Naturwissenschaft mit Aufmerksamkeit verfolgen. Ein paar Jahrhunderte lang hat der Katholicismus in Deutschland nicht daran gedacht, sich als eine dem Protestantismus auf dem Gebiete der Wissenschaft und Forschung überlegene Macht gegenüberzustellen. Jetzt denkt er ernstlich daran, und diese Erscheinung erregt in protestantischen Kreisen Besorgnisse.“

Und gerade in diesen Tagen steht ein Papst an der Spitze der Kirche, der selbst eine Leuchte der Wissenschaft und Gelehrsamkeit ist, „Siehe ich bin bei Euch alle Tage“, hat der Heiland gesagt.

Unser „glorreich regierender“ hl. Vater ist auch ein Freund und Schützer der Orden. Auch im Jahre 1886 hat er es wieder gezeigt. Dieses Mal war es der viel gehaßte und geschmähte Jesuitenorden, der seine besondere Sorge und Huld erfahren hat. Er stellt ihm in nachfolgenden Sätzen das denkbar beste und ruhmvollste Zeugniß aus:

„Möge dieses Breve ein Zeichen der Liebe sein, welches Wir hegen und stets gehegt haben gegen die berühmte Gesellschaft, so ergeben Unsere Vorfahren und Uns, eine Gesellschaft, welche ja so reich ist an Männern, hervorragend durch den Schmutz der Heiligkeit und der Wissenschaft, welche eine Quelle und Förderin der wahren und heilsamen Wissenschaft ist, eine Gesellschaft, die trotz der heftigsten für die Gerechtigkeit erduldeten Verfolgungen niemals aufgehört hat zu arbeiten im Weinberge des Herrn mit freudigem Eifer und unbegreifbarem Muth. Geschmückt mit so vielen Verdiensten, empfohlen durch das Concil von Trient, überhäuft mit Lobsprüchen Unserer Vorfahren, möge die Gesellschaft fortfahren, inmitten der gegen die Kirche Christi gerichteten gehässigen Angriffe den Zweck ihrer Gründung zu erfüllen zur größeren Ehre Gottes und zum Heil der Seelen. Möge sie fortfahren, ihre Aufgabe, die Ungläubigen und Irrgläubigen zum Lichte der Wahrheit zurückzuführen, die Jugend zu unterrichten in den christlichen Tugenden und der Wissenschaft, zu lehren die Philosophie und Theologie im Geiste des englischen Lehrers.“

Dieses herrliche Zeugniß fällt um so schwerer in's Gewicht, als es gerade zu der Zeit ausgestellt wurde, da bei uns dieselben Leute, die Leo XIII. umschwärmen, mit so viel Eifer gegen die Jesuiten hegen.

So war denn das Jahr 1886 für den hl. Vater bei all den unermesslichen Mühen und Sorgen doch ein reich-gesegnetes, ein wahrhaft glorreiches.

„Licht vom Himmel“, lautet eine alte Prophezeiung.

* Religiöses Leben in Rom.

Das Leben von Priestern, Fürsten und Volk.

Ein protestantischer Schriftsteller, Mr. John C. Heywood, gibt in der „New-Yorker Sun“ folgendes offene und großmüthige Zeugniß ab:

Als ich in Rom meine Wohnung aufschlug, hatte ich, in Bezug auf „Römisch-Katholische“ die Ansichten und Gefühle, welche der strikteste Protestantismus einzuschließen pflegt; ich erwartete sicher von dem „Babylonischen Weibe“ (so wird bekanntlich Rom in prot. Kreisen gern genannt) Anlockungen und Verführungsversuche. So war ich ganz enttäuscht als ich mit Priestern und Prälaten in Beziehung trat und sie stets herzlich und gefällig fand, aber kaum je einer Andeutung begegnete über die Verschiedenheit unserer religiösen Ansichten, oder irgend einem Wunsche aus mir einen Proselyten zu machen. Andere mögen verschiedene Erfahrungen gemacht haben; dieß aber war die meine. —

Ich begann das Leben der Priester näher zu beobachten. Und hier muß ich sagen, daß Niemand bereiter ist, als die Papisten selbst, zuzugeben und zu gestehen, daß es schlechte Priester gibt; und solche Priester werden von Niemand strenger getadelt als von Geistlichen und Laien ihrer eigenen Religionsgemeinschaft. Manches weiß man allgemein in Bezug auf die Selbstverleugnung und Aufopferung der katholischen Priester in Zeiten allgemeiner Noth, weil dann alle Blicke auf jene Scenen gerichtet sind. Aber diese Aufopferung ist nicht auf jene Gelegenheiten beschränkt; sie tritt unaufhörlich im täglichen Leben zu Tage für Jeden der nahe zusieht und beobachtet. Hier eine Thatsache als Illustration. In der Pfarrei, wo ich lebe, bezog der Pfarrer ein Gehalt von 800 Lire, (640 Mark.) Davon mußte er noch den Sakristan bezahlen. Die Pfarrei, wie alle Pfarreien in Rom, schloß viele sehr arme Leute ein und der Pfarrer konnte ihnen keine Hilfe versagen, die in seiner Macht lag; ja er ging über seine finanziellen Kräfte hinaus und hatte die Gewohnheit Geld für Almosen zu borgen, so daß beim Empfange seines ärmlichen Gehaltes sogleich ein Theil abging um Wohlthätigkeitsschulden zu decken. Vor kurzem ernannte der Papst diesen Mann zum Bischof einer entfernten Diöcese. Dies war natürlich eine große Beförderung an Ehren, an Rang, an Einkommen. Aber der Priester war nicht erfreut. Er erbat eine Audienz beim Papste und bat demüthig bleiben zu dürfen wo und was er sei, da seine Pfarrkinder ihn liebten und seiner bedürfteten. Die Worte des Papstes weiß ich nicht, aber der Sinn derselben war, daß jener Priester aus dem Stoffe gemacht sei, der für einen Bischof taugte und daß er Bischof werden müsse.

Die religiöse Erziehung — mögen meine Leser sie nun für richtig oder irrthümlich halten — wird eifrig geübt und in einer Weise, die den Lehrer nicht zum Schrecken des Schülers macht. Ich habe oft in Rom und anderswo, in entfernten Städtchen und Dörfern Italiens rührende Beispiele gesehen der Anhänglichkeit an jene milden Instrukoren; zerlumpte kleine Schelme, die ihr Spiel im Stiche lassen, um ihrem geistlichen Vater die Hand zu küssen und dafür auf den Kopf gepatschelt werden oder ein Lächeln, ein gütiges Wort erhalten. Gewöhnlich kennen die Pfarrpriester ihre Pfarrkinder ganz genau, besonders die ärmsten derselben, verstehen ihren Charakter und ihre Bedürfnisse und sind im gütigsten Wohlwollen bereit, jedem Rufe zu entsprechen, mag er officiell sein oder nicht — bei Tag oder bei Nacht, bei gutem oder schlechtem Wetter, hungrig oder gesättigt.

Nicht weniger aufrichtig muß die Selbstverleugnung und Aufopferung der Männer sein, die den verschiedenen Ordens-Genossenschaften angehören. Während sie sich freiwillig löstrennen von jedem gewöhnlichen Antriebe zum Fleiße, von allen Dingen, die man als Vergnügen, Genuß, als Lohn wohl verwendeter Talente zu betrachten pflegt, arbeiten sie doch mit einer Emsigkeit, die den Ehrgeizigsten und Geldgierigsten kaum bekannt ist. Sehen wir den Benediktinerorden zum Beispiel an, jene große, praktisch unsterbliche Persönlichkeit, in der wie in ähnlichen Corporationen das Individuum aufgeht. Alle arbeiten, und wenn die Feder dem Einen aus der Hand fällt, so nimmt ein Anderer die Feder und das Thema auf, bis im Laufe der Zeit durch eine solche unmerkliche Folge von Arbeitern, ein Werk geschaffen ist, das fortlebt und Zeugniß ablegt von dem Fleiße, der Gelehrsamkeit und großen Fähigkeit dieser Bruderschaft — Zeugniß ablegt so lange es noch Gelehrsamkeit auf der Welt gibt, von Gelehrten, die der Welt nur bekannt sind als: „Die Benediktiner-Mönche.“

Solchen Thatsachen gegenüber scheint es unmöglich, die Reinheit der Absicht, die Demuth und Andacht dieser Männer anzuzweifeln, oder wenigstens ihrer weitaus größten Zahl, so hartnäckig man auch die Nichtigkeit ihres Glaubens leugnen mag.

Die Pfarrkinder werden angehalten ihre religiösen Pflichten zu erfüllen oder erfüllen sie freiwillig, ganz sicher soweit als deren äußere Beobachtung geht. Neulich war ich in Anzio, das alte Antium, wo ein großer Theil der Bevölkerung besonders im Frühjahr und Sommer aus Fischern von Gaeta, Neapel und andern Küstervorten besteht — eine sehr ordentliche und nüchterne Versammlung von Männern und Knaben, die in ihren Booten leben. Bei den Gottesdiensten war die große Kirche fast gefüllt von ihnen und den gewöhnlichen Ortsbewohnern, alle ernst, aufmerksam, laut und einstimmig in den Responsorien, obschon alle sehr ärmlich gekleidet und lange nicht rein genug, um in unsern eleganten Kirchen zu sitzen. Oft haben mich ähnliche Scenen fast zu Thränen gebracht, in Rom und andern Orten durch die volle Aufrichtigkeit und ernste Andacht der Betenden. Für sie sind die Fundamentalwahrheiten des Christenthums, die uns Allen gemein sind, und viele Traditionen sind ihnen Thatfachen, Thatfachen so greifbar wie das Pantheon oder das Colosseum oder der Triumphbogen des Titus. Haben sie nicht vor ihren Augen das greifbare Bild Christi am Kreuze, seiner Mutter mit dem gebrochenen Herzen, die seinen todten Leib im Arme hält, Bilder seiner Auferstehung und Himmelfahrt? Können sie nicht zu Zeiten Stücke des wahren Kreuzes sehen, an dem er starb, besonders in der Kirche „Santa croce in Gerusalemme“ mit den Nägeln und fast der ganzen Inschrift, die auf Calvaria oder seinem Haupte hing? Können sie nicht auf ihren Knien die hl. Stiege erklimmen, die er einst zu Pilati Palast hinaufstieg und anbeten in der Kirche an dem Fleck, wo St. Peter, vor dem Martirium fliehend, dem Herrn begegnete und fragte: Domine quo vadis (Herr, wo gehst Du hin)? Können sie nicht die Ketten küssen, welche St. Peter fesselten und den Ort besuchen wo er gekreuzigt ward, kopfabwärts? Können sie nicht auch die Fesseln des hl. Paulus betrachten und die 3 Quellen, wo er enthauptet ward? Und greifbare (für sie) Beweise mancher anderer hl. Thatfachen? Betreten sie nicht denselben Boden und athmen dieselbe Luft wie mehrere Apostel und Märtyrer.

Wenn wir unsere Aufmerksamkeit auf die Patrizier, auf den reicheren Theil der römischen Bevölkerung wenden, auf jene Klasse, aus welcher „die Gesellschaft“ besteht so wird uns auffallen: die Wohlerzogenheit, die achtungsvolle Ehrfurcht der Kinder, auch wenn sie schon Männer und Frauen geworden sind; die Liebe zum Daheim; die Sittenreinheit der jungen Männer, das bescheidene Wesen der jungen Mädchen; die Abwesenheit gottloser und unzuchtiger Neben, die regelmäßige Erfüllung der religiösen Pflichten, die Ehrfurcht vor heiligen Dingen, kein Stolz auf abgesonderte Kirchenplätze, da buchstäblich der Fürst und der Bettler neben einander auf dem Steinboden knien. In dieser Klasse ist das Almosengeben eine Tradition und eine beständige Uebung. Hierin ragen einzelne Personen besonders hervor. Ich kenne nur eine Dame, Enkelin eines Königs, deren Mutter Königin gewesen wäre, wenn nicht Gewalt das Erbrecht gestört hätte, — welche sich ihrer Juwelen beraubte, sie verkaufend, um Mittel für ihre Werke der Barmherzigkeit zu gewinnen. Sie steht sehr frühe auf und arbeitet fleißig für die Armen, wacht unermüdet an den ärmsten Betten, wenn sie helfen oder trösten kann und ist ein bescheidenes angenehmes Mitglied der Gesellschaft, wo sie herzlich gern Antheil nimmt an Bällen, Dinern und ähnlichen unschuldigen Vergnügungen. Vor wenig Tagen starb plötzlich ein junger noch nicht vierzigjähriger Fürst. Seine Wohlthätigkeit stand im Verhältniß zu seinen ausgedehnten Mitteln und sein hauptsächlichster Lebenszweck war Wohlthun. Seine Beerdigung war sehr bescheiden und ganz ohne Prunk nach den Regeln einer Bruderschaft, zu der er gehörte. Ein anderer Fürst, dessen Name nicht so alt ist, ein sehr reicher Mann, vergraben im Geschäfte, ohne daß er einen Tag den Gottesdienst versäumte, unterhält ein Waisenhaus, wo 70 vater-

und mutterlose Kinder mit allem Nöthigen versorgt werden; eine Bewahranstalt für kleine Kinder; eine Feiertagschule für Knaben und Mädchen; ein Spital für alte Männer und Frauen, worin sie bis zum Tode gepflegt werden; ein Arzt, ein Chirurg, Arzneien und Brod für die Armen einer ganzen Pfarrei in Trastevere; ein Spital für arme Augenranke. Eben baut er ein neues Spital für arme Leute, die chirurgische Operationen nöthig haben. Außerdem gibt er vielen Bedürftigen monatliche Spenden; einer noch größeren Anzahl zu Weihnachten, Ostern, im August und auf Allerheiligen. Er läßt Betten und Beinwand austheilen, versieht mehrere Klöster mit Brod und Wein; auf Neujahr gibt er noch besonders reichlich. Er verschenkt gute Bücher, unterhält Missionäre; unterstützt Priester und Arme nicht nur in verschiedenen Theilen von Italien, sondern auch außerhalb. Er hat viele Kirchen renovirt und decorirt und so fort.

Nun scheinen mir alle diese Dinge Früchte der Religion zu sein und „An ihren Früchten solltet ihr sie erkennen“. Was immer man sagen mag über den römisch-katholischen Glauben, daß er verdorben, irrtümlich, bigott oder was noch alles ist, so habe ich doch noch an keinem andern Orte das Christenthum so lebendig, so sehr als Thatfache, so sehr als einen Theil des Lebens gesehen, wie in diesem römisch-katholischen Rom. Natürlich in Allem was ich hier sagte, spreche ich vom klerikalen Rom, oder wenn Sie wollen, vom päpstlichen Rom im Gegensatz zum königlichen Rom. Daß es schwarze Schafe unter der Herde gibt, kann nicht bezweifelt werden; ebenso wenig, daß es unter den Hirten Wölfe in Schafskleidern gibt. Da Herde und Hirten Menschen sind, so wäre die Abwesenheit von solchen wunderbar.

Aber wenn ich die lebendige Religion der Laien aller Stände und insbesondere die Selbstverleugnung, den Ernst der Geistlichkeit als Ganzes betrachte, und genöthigt bin zuzugeben, daß alle weltlichen Motive wegfallen — in andern Kirchengemeinschaften heißt größere Popularität sehr oft größere Mittel, größere Leichtigkeit seine Familie unterzubringen — dann kann ich die herzliche Hingabe dieser Männer an ihren Beruf, den Ernst ihres Glaubens nicht bezweifeln, nicht bezweifeln die Thatfache, daß sie ihren Lohn im Wohlthun finden oder ihn im Jenseits erwarten, noch kann ich mich enthalten ihnen — den wahren Hirten, nicht den Wölfen — einen Tribut tiefer und ehrfurchtsvoller Hochachtung darzubringen.

Solches sind die Eindrücke, die eine aufmerksame und lange Beobachtung des Römischen Katholicismus in Rom in mir hervorgebracht hat.

John C. Heywood.

„Ein reizendes Kind“.

(Bruchstück aus dem Tagebuche eines Junggesellen.)
Ich bin kein Kinderfreund. Diese einleitenden Worte sollen meine Haltung den lieben Kleinen gegenüber kennzeichnen und als Einleitung des folgenden Zwiegesprächs dienen, welches vor kurzem zwischen mir und einem meiner ältesten Freunde stattfand.
„Wie? Du bist hier in der Hauptstadt?“ fragte ich erstaunt, denn seit vier Jahren hatte ich ihn nicht gesehen.
„Zawohl. Seit vierzehn Tagen bin ich wieder hier und werde hier bleiben. Der Minister war so liebenswürdig, mich von meinem Posten in der Provinz abzurufen und mir ein Plätzchen im Ministerium einzuräumen.“

„Das ist herrlich!“ rief ich erfreut. „Wir werden jetzt recht oft die Abende in alter Freundschaft verbringen.“
„Das wird kaum möglich sein“, entgegnete er. „Du weißt, daß ich geheirathet habe, und weißt vielleicht nicht, daß ich ein Kind besitze.“

„Ein Kind!“ schrie ich entsetzt auf.

„Ein reizendes Kind!“ meinte der Vater besänftigend.

„Ich weiß wohl, daß Du die kleinen Kinder nicht besonders lieb hast.“

„Zwillinge ausgenommen“, warf ich ein.

„Du liebst sie alle nicht“, fuhr er unerschütterlich fort, „ich sage Dir, mein Richard ist nicht wie andere Kinder. Er ist so klug, so lieb, so brav, so elegant, so geschickt.“

„Pardon“, unterbrach ich ihn. „Pardon, ich hätte eine Frage: Sage mir, singt Dein Richard auch?“

„Du willst fragen: ob er dann und wann zu schreien pflegt?“

„Jawohl. Aber ich weiß, daß den Eltern das Geschrei ihrer Kinder Sphärensang zu sein scheint. Ich allerdings bin anderer Ansicht und ich verstehe, aufrichtig gestanden, nicht, warum die Israeliten, die sich doch stets des reichsten Kindersegens zu erfreuen hatten, die singenden Kleinen nicht unter die ägyptischen Plagen aufgenommen haben.“

„Ich bitte Dich, verleihe meine heiligsten Vatergefühle nicht!“ schrie er auf, doch dann besann er sich eines Besseren, und lächelnd sagte er: „Ich will Dich von Deinem Widerwillen gegen Kinder heilen. Ich lade Dich für den nächsten Sonntag zum Mittagessen ein. Du sollst meinen Richard kennen lernen!“

Ich wollte die Einladung ablehnen, aber er bat so lange, bis ich weich wurde und ihm mein Wort gab, zu kommen. Was war aber auch weiter dabei? Ich werde gewiß besser essen als im Gasthause, und das Kind, das „reizende Kind“, wie der Vater meinte, wird mich hoffentlich nicht verspeisen.“

Sonntags berührte ich zur festgesetzten Stunde den elektrischen Glockenkopf an der Thür meines Freundes. Ein manierliches Stubenmädchen öffnete mir. Das war ein gutes Omen, aber kaum war ich in's Vorzimmer getreten, so hörte ich schon einen Kanarienvogel singen. Was sage ich? Singen ist nicht das richtige Wort. Der Vogel schrie, brüllte, donnerte! Für mich kann es nämlich keinen schrecklicheren Singvogel geben, als das von den kanarischen Inseln eingeschleppte, himmelschreiende gelbe Fieber, welches leider fast in jedes anständige Haus Europas eingedrungen ist. Ich wollte entfliehen, aber das Stubenmädchen hielt mich zurück. Auch die Zimmerthür ging auf und mein Freund, „ach, die Gattin ist's, die theure“, kamen mir entgegen. Ich wurde aus meinem Winterrode geschält und in's Zimmer geschleppt, wo mir der Kanarienvogel eine förmliche Kanonade entgegenlang. Mein erster Wunsch war, daß das gelbe Gesangsfeber aus dem Zimmer entfernt werde.

„Aber er singt so hübsch“, meinte die nachsichtige Hausfrau.

„Ich bedauere unendlich“, entgegnete ich mit ritterlicher Höflichkeit, „aber ich muß die Frage stellen: entweder er oder ich! Mein Arzt hat mir die gelben Farbtöne verboten.“

Man entfernte den Vogel, doch kaum war derselbe meinem Gesicht- und Gehörkreise entschwunden, so hörte ich unter mir — ich saß auf dem Sopha — leises Wimmern. Ich sprang entsetzt auf und sah, daß ein kleines Etwas unter dem Sopha hervorkroch. Dieses Etwas war — Richard, der Sohn des Hauses.

Richard weinte bitterlich. Er fürchtete sich vor mir, weil ich eine Glaze besitze. „Der Mann hat seine Haare zu Hause vergessen!“ rief er immer und immer wieder, und je mehr ich bat, nicht zu schreien, weil ich das nicht leiden könne, desto lauter schrie er. Seine Mama, welche anfangs lächelte, versuchte jetzt, den kleinen Knaben zu besänftigen. Sie drückte ihn an sich und — o Wunder aller Wunder! er schwieg.

„Wie er gehorcht!“ rief sie glückselig. „O, Richard ist ein reizendes Kind!“

Und als ob sie mit diesem Kunststücke noch nicht genug bewiesen hätte, sagte sie ernst und feierlich, so etwa

wie Miß Kora im Löwenkäfige spricht: „Und jetzt, Richard, gehe zu dem Herrn und reiche ihm die Hand.“

Die großen Augen angstvoll auf mich gerichtet, näherte sich der dreijährige Knabe. Da stand er nun vor mir, der kleine Richard. Mit jeder Sekunde wurde er muthiger. Er saß bald auf meinen Knien, hatte meinen Zwiher betrachtet, meine Glaze betastet, „ob die Haare nicht darunter versteckt sind“, meine neue weiße Weste aufgeknappt und einen Abdruck seiner kleinen Finger zurückgelassen, meine Kravatte aufgeknappt und mir auf die Füße getreten, wobei ich noch bemerken muß, daß mir nichts unangenehmer ist, als wenn mir jemand auf die Füße tritt. Doch das war nur das Werk einiger Sekunden. Es kam noch besser. Richard wurde es müde, auf meinen Füßen zu stehen; er kletterte wieder auf meine Knie und — o du hoffnungsvoller Junge! — zog meine Taschenuhr, löste dieselbe von der Kette und ließ dann die Uhr fallen. Ihm geschah nichts dabei, aber der Uhr wurde ein Zeiger gebrochen und das Glas zertrümmert. Während ich nun die Ueberreste meiner Uhr zusammensuchte, hatte Richard mein Taschentuch erbeutet und mit bewunderungswürdigem Instincte sofort entdeckt, wozu dasselbe benützt zu werden pflegt. Er machte von demselben Gebrauch wie ein Riese und gab es mir dann wohlgemuth zurück.

„Ein reizendes Kind“, sagte die Mutter, „es ist so gewissenhaft und reinlichkeitsliebend.“

Der kleine Richard war eben damit beschäftigt, meine Taschen zu durchstöbern und hatte bereits ein Taschenmesser, eine Nagelfeile, ein Portemonnaie, eine kleine Bürste, einen Spiegel und einen Brief hervorgerammt, als das Stubenmädchen mit der erfreulichen Botschaft in das Zimmer trat, daß die Suppe serviert sei. Mir war es, als ob mir ein Stein vom Herzen fiel; ich raffte meine sieben Sachen zusammen, erhob mich, reichte der Frau des Hauses den Arm und führte sie in das nächste Zimmer, wo der Mittagstisch gedeckt stand. In einer Nische erblickte ich den Anrichtetisch, alles war weiß, rein und appetitlich. Auch die Tische und Stühle im Gasthause sind weiß und rein — aber appetitlich sind sie nur in den seltensten Fällen. . . . Ich weiß nicht warum, aber mir kam jetzt dieses kleine Heim sehr anheimelnd vor und ich konnte mir den wörtlichen Ausdruck dieses Gefühls nicht versagen. Die Hausfrau lächelte, der Hausherr lächelte und der Hausknabe brüllte. Dieser hatte sich nämlich an meine Rodschöße gehängt und ich war so unglücklich gewesen, ihm beinahe auf den Fuß zu treten. Die Eltern eilten bestürzt herbei und Richard heulte, daß „der da (das war nämlich ich) ein abscheulicher Mensch sei, daß man den da (das war wieder ich) fortgeschicken solle“. . . . Meine gute Laune war in Folge dieses Zwischenritzes dahin. Der kleine Richard war bald beruhigt, mein Gemüth jedoch konnte nicht zur Ruhe kommen. Die lebenswürdige Hausfrau hatte mich nämlich — „damit ich Richard wieder versöhnen möge“ — an die Seite dieses Wunderkindes gesetzt und ich darf dieses Diner zu den schrecklichsten Dinern meines Lebens zählen. Bei einem Todtenmahle muß man vergnügter sein, als ich es gewesen. Der Wahrheit die Ehre! Die Paradiessuppe war nicht schlecht, aber der Junge dazu war es. Richard hatte nämlich die Passion, seinen Löffel in meine Suppe zu tauchen und meine Weste mit rothen Suppentropfen zu schmücken. Er aß aber trotzdem die Hälfte meiner Suppe und, um diese Ungerechtigkeit wieder gutzumachen, warf er das Stück Rindfleisch, welches ihm seine Mutter später gab, auf meinen Teller. Ich wurde aufgeregt wie ein Löwe, dem man ein Stück Fleisch vor die Nase wirft. Doch die Eltern lächelten selig.

„Ein gutes Kind!“ lächelte freudestrahlend die Mutter. „Es theilt alles mit den Armen, sogar das tägliche Brod.“

„Ja selbst das Fleisch“, warf ich malitios ein.

„Ein reizendes Kind!“ flüsterte die Mutter, und sah dankbar zum Plafond empor.

„Sawohl, ein reizendes Kind“, wiederholte ich ironisch; aber die Eltern merkten meine Ironie nicht, sie sahen mich glückselig an und aßen weiter.

Es trat eine Pause ein und ich wollte dieselbe meinem Teller widmen, als Richard an meiner Seite plötzlich so freudig aufschrie, als ob er die Eiselsbrücke entdeckt hätte, auf welcher er mich heimtschiden könnte.

„Was fehlt Dir?“ fragte der besorgte Vater, „was willst Du?“ die geängstigte Mutter. Richard sah mich mit einem vernichtenden Blicke an und schrie:

„Er . . . (er war nämlich ich) er hat mir keine Bonbons mitgebracht!“

Doch kaum war ihm das Wort entfahren, möcht' es die Mutter in ihrem Busen gern bewahren. Sie stopfte dem Kleinen den Mund mit Küffen, das Stubenmädchen sicherte, der Vater lächelte und seine Augen sagten deutlich: „Ein reizendes Kind“, während ich die Absicht merkte und verstimmt wurde.

Der Braten sollte aufgetragen werden und wie alle großen Ereignisse warf auch dieses seine Schatten voraus. Richard wäre nämlich beinahe vom Sessel gefallen, und nur meiner Energie war es zu danken, daß die Katastrophe nicht eintrat. Obwohl ich Richard so festhielt, daß er laut wimmerte, so wäre es vielleicht noch besser gewesen, wenn ich ihn fallen gelassen hätte. Denn die Katastrophe war leider nur vertagt, nicht beseitigt. Kaum war nämlich der herrliche Hahn in Begleitung einer süßen Schüssel Compote und einer sauren Schüssel Salat auf der Tafel erschienen, so versuchte Richard nochmals sein Experiment, er rutschte auf seinem Sessel und auf einem anderen Gegenstande hin und her und rief endlich: „Ich falle!“

„Falle nur zu“, dachte ich mir, und in der That — er fiel, klammerte sich im Sturze an das Tisch Tuch, riß dasselbe mit sich und schwamm im nächsten Augenblicke in einem Meere von Compote und Salat. Das war mir zu viel! Ich hob den von süßer und saurer Masse triefenden Buben empor und gab ihm ein „Kopfstück“. Doch wie eine Löwin, der man ihre Jungen oder ihren Alten rauben will, sprang die Mutter herzu, leckte dem Kinde die Compote vom Gesicht und schrie: „Sie Barbar!“ Sie quälte seit Stunden mein Kind, werfen es vom Sessel und schlagen es dann noch! O, du süßes Kind!“ rief sie, während sie die Compot-Inseln im Gesichte ihres Meerschweinchens küßte.

Ich wendete mich an meinen Freund: „Du siehst, lieber Freund“, sagte ich, das Uebrige sagte aber er. Wir wären von nun an weder Freunde noch Bekannte, das Tisch Tuch zwischen uns habe sein Sohn zerrissen, er wolle mich nimmermehr sehen und womöglich auch nichts von mir hören. Ich sei ein Barbar, ich hätte seinen Richard geschlagen, einen so lieben Jungen, ein so reizendes Kind!“

Wie ich aus dem Hause kam, weiß ich nicht mehr. Ich hörte Richard schreien und den Kanarienvogel heulen. So viel Geistesgegenwart hatte ich allerdings noch, daß ich dem hämisch lächernden Stubenmädchen kein Trinkgeld in die Hand drückte und spornstreichs heim eilte. Ich machte Bilanz: meine Blase war entweiht, meine Uhr ruiniert, mein Zwiader unbrauchbar, meine Uhrkette zerrissen, meine Weste beschmutzt, meine Hose lädirt . . . Fürwahr, ein reizendes Kind! —

(Westf. Volksbl.)

Neues aus Kirche und Welt.

* **Rom.** Der hl. Vater hat der Propaganda (der allgemeinen Missionsanstalt in Rom), wie er es um die Zeit der amtlichen Vererbung dieses Instituts durch Jungitalien schon einmal gethan, abermals 500,000 Frcs. aus seinen Mitteln überwiesen. Der „Moniteur de Rome“ bemerkt dazu: „Diese königliche Freigebigkeit Leo's XIII. kommt in einem Augenblicke, wo die Propaganda, diese

große öffentliche Dienerin der Missionen, Angesichts der Colonialpolitik der Mächte eine höhere Bedeutung als je zuvor gewinnt. Leo XIII. beschränkt sich nicht darauf, die Werke des Apostolates in allen Colonien auf breiterer und fruchtbarer Grundlage zu organisiren, sondern er liefert auch neue Hilfsquellen zur weiteren Entwicklung des katholischen Apostolates. Das officielle Italien hat der Propaganda die freie Verfügung über ihre Güter entzogen; der Papst stattet sie nun aus und macht sie reich. Diese Großmuth muß die ganze katholische Welt anfeuern, einem so edlen und hochherzigen Beispiele zu folgen.“ Wie der „Osservatore“ hinzufügt, hat der hl. Vater die obige Summe den Gaben entnommen, die ihm zu seinem demnächstigen Priesterjubiläum bereits zugeflossen sind. Eine solche Verwendung der Geschenke wird alle Katholiken mit der höchsten Befriedigung erfüllen.

* **Würzburg.** In den letzten Jahren hat der akademische Bonifaciusverein an hiesiger Universität einen erfreulichen Aufschwung genommen, so daß er gegenwärtig jedes Semester ca. 200 Mitglieder zählt und 250—300 Mark für die Zwecke des Bonifacius-Vereins flüssig macht. Sodann hat sich unter dem Vorort Würzburg eine Einigung akademischer Bonifacius-Vereine gebildet, welche bis jetzt Bonn, Dillingen, Eichstätt, Linz, Luxemburg, Münster, St. Pölten, Regensburg, Rottenburg, Trient und Würzburg umfaßt, aber immer mehr sich erweitert, indem man sich mit Erfolg bemüht, theils schon bestehende Bonifacius-Vereine an Universitäten und in Priesterseminarien zum Beitritt zu gewinnen, theils neue zu gründen. 1885 wurde als Organ dieser vereinigten A.B.V. die sog. „akad. Bonifacius-Correspondenz (A.B.C.) ins Leben gerufen, die zur Hebung der Bonifacius-Sache in akademischen Kreisen nicht wenig beigetragen hat, aber auch vermöge ihres Inhalts im Stande ist, denen, die sich dafür interessieren, Einblick in das innere Leben der kath. Studentenschaft zu verschaffen. Sie bildet gewissermaßen das notwendige Gegenstück zu den üblichen Berichten der kath. Studentencorporationen, indem sie die rein charitativen und religiösen Bewegungen innerhalb der kath. Studentenschaft zum Hauptinhalt hat. Um der Sache des heiligen Bonifacius immer neue Anhänger zu gewinnen und frühere zu erhalten, hat der Würzburger Bonifacius-Verein beschlossen, sog. außerordentliche Mitglieder aufzunehmen. Zu diesem Zwecke versendet er an die (zunächst geistlichen) Philister der in Würzburg bestehenden 4 Corporationen die Nr. 6 der A.B.C., worin die näheren Bestimmungen über die Stellung der „auswärtigen“ Mitglieder enthalten sind. Besonders jenen, die dem Verein als Studenten angehörten, wird es erwünscht sein, auch später noch in der durch die Umstände beschränkten Weise mit demselben einige Fühlung zu halten. Mögen sie recht zahlreich ihren Beitritt (und Beitrag) bewerkstelligen — zur Ermunterung der Aktiven! Möge aber auch in weiteren Kreisen die Sache des hl. Bonifacius immer neue Anhänger gewinnen!

* **Heidelberg.** Der Reichstagsabgeordnete Oberhofgerichts-Kanzler Rößhirt (Centrum) wurde am Neujahrstage von einem Schlaganfall getroffen und ist am 5. Januar gestorben. Mit ihm ist ein braver Katholik, ein bedeutender Jurist, ein ritterlicher Kämpfer zu Grabe gegangen.

* **Mex.** Nach einer Meldung der „Meyer Ztg.“ ist die durch die Berufung des Gymnasial-Directors Scheuffgen als Dompropst der Diocese Trier erledigte Stelle eines Studien-Directors am bischöflichen kleinen Seminar zu Montigny bei Metz mit Zustimmung der Staatsbehörde Herrn Dr. Frigen übertragen worden. Derselbe, geborener Rheinländer (nicht Westfale) wie die „M. Ztg.“ meint, war längere Zeit Hofkaplan des Königs von Sachsen. Dr. Frigen wurde zur Uebernahme seines neuen Amtes am 1. Januar in Metz erwartet.

* Der Name Jesus.

Bist du krank, wirst du von Schmerzen gequält, wirst du von gotteslästerlichen Gedanken, von Verzweiflung angefallen, wirst du von Furcht und Angst erschüttert, martern dich Zweifel und Beängstigungen, so sprich oder denke nur den Namen Jesus. In aller Verlegenheit, in Gefahren und Schrecken, auf dem Wege, in der Einsamkeit, in Wassergefahr, wo immer du sein magst, sprich den Namen Jesus aus, aber nicht bloß mit dem Munde, sondern auch im Herzen. — Gewiß wirst du eine Annehmlichkeit und Lieblichkeit des Geistes empfinden, so oft du diesen Namen mit Andacht aussprechen wirst. Denn dieser Name besitzt eine Kraft, welche das Herz erfreut und das Gemüth erquickt, die Andacht nährt und den Geist desjenigen, der ihn anruft, zur Gottseligkeit zubereitet. (Der hl. Laurentius Justiniani.)

Politische Rundschau.

* Speyer, 11. Januar.

Deutsches Reich. Heute, wo wir unsere Rundschau anstellen, findet im Reichstage die zweite Lesung der sogenannten Militärvorlage statt. Das Centrum ist bereit, der Regierung noch einen Schritt weiter als vor Weihnachten entgegenzukommen. Damals machte es in der von der Regierung geforderten Heeresverstärkung folgende Unterscheidung: Es sprach von einer dauernden ordentlichen Heeresverstärkung und von einer zeitweiligen außerordentlichen. Diese Unterscheidung war in der Regierungsvorlage selber indirekt ausgesprochen, indem auch solche neue Bataillone verlangt wurden, die nicht zu neuen Regimentern zusammengestellt, sondern bestehenden Regimentern angeschlossen werden sollten. Von dieser Art Heeresverstärkung erkannte der Kriegsminister selber an, daß sie, weil nicht mit dem Heere verschmolzen, auch leicht wieder beseitigt werden könnte. Gut, sagte das Centrum. Wir bewilligen das, was zur vollständigen Formation des Heeres nothwendig ist, auf drei Jahre, und das, was nur vorübergehend nothwendig scheint, auf ein Jahr. Diesen Standpunkt nahm das Centrum auch noch nach Weihnachten in der Militärcommission ein, erklärte aber zugleich, daß es auch das letztere, auch die nur vorübergehend nöthige Heeresverstärkung wie die ordentliche auf drei Jahre bewilligen wolle. Das Centrum ist also bereit, die gesammte von der Regierung geforderte Heeresverstärkung zu bewilligen und zwar auf drei Jahre. Der betr. Antrag des Centrums hat auch alle Aussicht auf Annahme. Die Regierung aber besteht auf einer 7jährigen Bewilligung. Damit ist die Sache von der Regierung auf ein ganz anderes Gebiet geschoben worden. Es handelt sich jetzt nicht mehr um das Was der Heeresverstärkung, sondern um das wie lange. Man kann jetzt nicht mehr fabeln von einer Schwächung der Nation, von einer Wehrlosmachung und einer Preisgebung derselben an den Feind; nachdem das Centrum, wenn auch nur auf drei Jahre, alles bewilligt, was die Regierung verlangt, kann auch der größte Verleumder ihm nichts mehr anhaben. Denn Jedermann muß zugeben, daß mit dieser Bewilligung der drohenden Kriegsgefahr hinreichend begegnet ist. Und sollte die Kriegsgefahr nach drei Jahren noch eben so drohend sein, so wird das Centrum auch dann wieder für drei weitere Jahre zu haben sein. Das Centrum versteht sich deswegen zu einer nur dreijährigen Bewilligung, damit der Reichstag, die Vertretung des Volkes, öfters Gelegenheit habe, in Militärsachen mitzureden, also gerade da, wo die meisten Lasten vom Volke zu tragen sind. Wenn die Liberalen und Conservativen für sieben Jahre, oder gar für unbeschränkte Dauer schwärmen, so beweisen sie damit, daß sie für die dem Volke von der Verfassung eingeräumten Rechte kein Verständnis haben. Warum aber besteht die Regierung so hartnäckig auf einer siebenjährigen Bewilligung und verwirft das Angebot des Centrums von

drei Jahren, und warum droht sie im Falle der Ablehnung mit Auflösung des Reichstages? Ist eine siebenjährige Bewilligung im Interesse der Schlagfertigkeit des Heeres und der Verteidigung des Vaterlandes nothwendig? Durchaus nicht. Für die preussische Armee z. B. wurde die Heeresstärke früher Jahr für Jahr festgesetzt. Hat sich die preussische Armee etwa 1866 deswegen weniger schlagfertig erwiesen? Gewiß nicht. War für den Militärstaat Preußen früher eine alljährige Festsetzung des Heeresbudgets möglich, warum sollte jetzt für das Reich eine solche auf drei Jahre schädlich sein. Ja, die Regierung hat selbst im Jahre 1867 eine Festsetzung auf vier Jahre vorgeschlagen, aber nicht als nothwendige Regel, sondern aus dem speciellen Grunde, weil damals die Umbildung der preussischen Armee in die des norddeutschen Bundes vorgenommen werden mußte. Und wenn in solchen Zeiten des Ueberganges kurze Termine genügten, warum sollte heute eine Bewilligung auf sieben Jahre nothwendig sein? Zudem besteht in allen konstitutionellen Staaten Europas, in Oesterreich, Frankreich, England, Italien u. s. w. die alljährliche etatsmäßige Bewilligung der Heeresziffer, ohne Schaden für die Wehrkraft des Landes, ja in Deutschland selbst haben wir, was die Reichsmarine, die Kriegsmacht zur See anbelangt, alljährliche Bewilligung. Warum also sieben Jahre? Die Regierung sagt doch, die Heeresverstärkung wäre nothwendig nur wegen der augenblicklich bestehenden Kriegsgefahr. Wird diese Kriegsgefahr sieben Jahre dauern? Oder hat die Regierung, wenn sie so hartnäckig auf den sieben Jahren besteht, andere, geheime Absichten, die sie nicht verräth? Will sie durch eine Auflösung des Reichstages eine gefügige Mehrheit sich verschaffen, die längst ersehnte Mittelpartei, um mit ihrer Hilfe andere Pläne, z. B. Tabaks- und Branntweinmonopol durchzusetzen? Das Centrum wird sich durch die Drohung mit Auflösung des Reichstages kaum betren lassen. Es sagt einfach: Die Regierung führt die gegenwärtige gefährliche Lage als Grund an für die Erhöhung des Heeres; gut, sie soll alles haben, was sie fordert; doch nach drei Jahren kann alle Gefahr verschwunden sein, dann können wieder Erleichterungen für die Steuerzahler möglich werden, deshalb wollen wir alles auch nur auf drei Jahre bewilligen, wollen dann selbst wieder prüfen, ob die ungeheuren Erhöhungen an Geld- und Blutsteuer noch nöthig sind, oder nicht. Jeder Centrumswähler wird bei dieser Sachlage wissen, auf welche Seite er bei etwaigen Neuwahlen zu treten hat. (Bis unser Blatt hinauskommt, wird die Entscheidung da sein.)

Bayern. Nächstens werden Vertreter der bayerischen Centrumspartei in München sich versammeln, um das Programm zc. für die nächsten Landtagswahlen zu beraten.

In Frankreich werden in den leitenden Kreisen Versuche gemacht, die radikalen Republikaner, die nach dem Regiment streben, zurückzudrängen. Die beiden Staatsmänner Freycinet und Ferry, die bisher Gegner waren, haben sich zu dem Zwecke versöhnt und sind entschlossen, das gegenwärtige Ministerium zu stützen, in jedem Fall aber die Regierungsrepublikaner zu einigen, um die Radikalen unter dem Daumen zu halten. Wollen sehen, ob's glückt.

Die Regierung in **Belgien** scheint nunmehr ernstlich sociale Reformen einführen zu wollen. Nachdem die Untersuchungen über die Wohnungsverhältnisse der Arbeiter und die Beschaffenheit der großen industriellen Werke viele Mängel ans Tageslicht gebracht haben, ist jetzt eine kgl. Verordnung erschienen, wonach künftighin erst nach genügender Gewähr für Sicherheit der Arbeiter die Genehmigung zur Eröffnung eines Betriebes erteilt werden soll. Es muß daher in den einzelnen Fällen berichtet werden über Zahl und Geschlecht der Arbeiter, Arbeits- und Ruhezeit, Heizung, Beleuchtung, Ventilation, Gesundheitspflege u. s. w. Die Regierung behält sich das Recht vor, den Fabrikherrn bestimmte Vorschriften zu machen.

In England sammeln sich die Liberalen der verschiedenen Schattirungen, die jedoch im Großen und Ganzen das Gegentheil sind von unsern Liberalen, unter der Führung des Ministers Gladstone, der so heldenmüthig für die Aufhebung der Bedrückung des armen Irlands eintritt. Vielleicht glückt es ihm doch noch, seine Pläne durchzusetzen.

Die bulgarische Frage scheint wieder in ein rascheres Tempo kommen zu wollen. Es heißt, Deutschland, Rußland und die Türkei hätten sich über folgende Punkte geeinigt: Die Regenten legen ihr Amt nieder, es wird eine neue Volksvertretung gewählt, aber nur für Bulgarien, nicht für Ostrumelien, das noch als türkische Provinz gilt; das Ministerium bleibt bis zur Wahl im Amte, muß aber auch zwei Russenfreunde aufnehmen; als Candidaten für den Fürstenthron soll der Prinz von Mingrelion (ein halbwilliges Mannsbild) vorgeschlagen werden. Die Bulgaren werden auf letzteren Punkt kaum eingehen. Oesterreich soll für die aufgestellten Punkte gewonnen werden. Würden die Bulgaren sich nicht fügen, so würde noch vor Ostern eine Besetzung des Landes durch die Russen stattfinden.

Todes-Anzeige.

Gott dem Allmächtigen hat es gefallen, unsern guten Vater, Großvater und Schwiegervater,

Karl Jung,

im Alter von 52½ Jahren, wohlvorberichtet und versehen mit den hl. Sterbsakramenten in sein himmlisches Reich aufzunehmen.

Um ein gültiges Memento im hl. Meßopfer und Gebet.

St. Ingbert, Meckenheim, 6. Januar 1887.

Im Namen der trauernden Familie:
Nik. Jung, Kaplan.

Wachsterzen & Wachsstöcke

in bekannt vorzüglicher Qualität zu billigen Preisen.

Aug. Müller,
Speyer a. Rh.

Simon Kuhn Mannheim,

Versandgeschäft

in Kaffee — Thee — Chocolate — ausländ. Weinen — Spirituosen und Cigarren, hält sich bestens empfohlen.

Vorzüglichste Waaren. — Billigste Preise.
la. Referenzen.

Preislisten gratis und franco.

* Eingelassene Beiträge und Vergütungen für den Paramentverein in den Monaten November und December 1886: Annweiler M. 20.50, Berghausen M. 4.90, Bellheim M. 12.90, Oberstadt M. 20, Fuchsbühlheim M. 5, Gießlingen M. 24.20, Großschillingen M. 22, Groß- und Kleinschillingen M. 10.70, Hayna M. 35.77, Hochdorf M. 12.30, Hekheim M. 59.60, Heltersberg M. 10, Königsbach M. 10, Langkirchen M. 5.82, Mörzheim M. 35, Maikammer-Alsterweiler M. 25, Obermörchel M. 16, Otterbach M. 20, Oberndorf M. 5, Oberlustadt M. 15, Reinsheim M. 13.12, Ranssen M. 10, Schöndau M. 10, Speyer M. 132.35, St. Martin M. 21.30, Schwein M. 12, Trippstadt M. 6, Weilerbach M. 25, Wiesbach M. 11, Waldhambach M. 7.
Die Vorstandschaft.

für den heiligen Vater.

Jodgrim M. 96, Altheim Sub.-Gaben M. 129.30, Ung. M. 5, Dahn Rosenkranzverein M. 15.90, Speyer ung. M. 2, Weissenheim a. S. Sub.-Gaben: S. M. 15, G. D. M. 2, J. G. M. 2, G. B. M. 1.

Missionverein.

Diebesfeld M. 22, Burrweiler M. 70, St. Ingbert M. 175, Langkirchen M. 105, Hohenbach M. 6, Mörzheim M. 50, Ommerheim M. 6.35, Bunderthal M. 6.40, Zell M. 10.15, Ennsheim M. 92.70, Gagenbühl M. 27.36, Zell M. 10.15, Steinfeld M. 27, Laumersheim M. 7.85, Jodgrim M. 25.83, Schweigen M. 6, Weidenthal M. 10, Benningen Sub.-Gabe der Erwachsenen M. 30, Altheim M. 45.15, Gersheim Sub.-Gaben M. 76.90, Neustadt M. 30 und J.-G. M. 17, Bliestafel (durch Hrn. Kaplan Diehl) M. 25.50, Kirchheimbolanden J.-G. M. 20, Gernersheim M. 52 und J.-G. M. 20, Sondernheim J.-G. M. 19.21, Dudenhofen M. 40, Weissenheim a. S. Sub.-Gabe S. M. 15, Freinsheim M. 5.

Kindheit-Besu-Verein.

Diebesfeld M. 16, Garthausen M. 20 für ein Kind, das Joseph zu taufen, Burrweiler M. 70, St. Ingbert M. 25, Langkirchen M. 12.38 und M. 30 für ein Kind, das Alexander zu taufen, Alsbach: Ertrag eines Krippenspiels M. 34.42, Bann M. 13.24, Bunderthal M. 25, Ommerheim M. 6.10, Gagenbühl M. 23.71, Steinfeld M. 12, Laumersheim M. 6.80, Jodgrim M. 23.13, Weidenthal M. 10, Benningen Sub.-Gabe der Schulkinder M. 10.67, Garthausen für ein Kind, Joseph zu taufen, M. 20, Altheim M. 40.47, Mingenmünster M. 31.20, Dahn M. 14.40 und Sub.-G. M. 20, Feilbinger M. 13.72 und Sub.-Gabe M. 4.20, Hördt M. 5.70, Otterbach M. 2.10, Neustadt M. 23.54 und Sub.-G. M. 13; ebendaher M. 40 für 2 Heidentinder Anna und Maria zu taufen, sowie M. 20 für 1 Heidentind Maria Josepha zu taufen, Bliestafel (durch Hrn. Kaplan Diehl) M. 104.42, Kirchheimbolanden M. 31.83, Gernersheim M. 54, Sondernheim M. 4.20, Dudenhofen M. 12, Maikammer-Alsterweiler M. 14 und M. 20 für ein Heidentind Johannes Adam zu taufen, Weissenheim a. S. Sub.-Gaben: S. M. 10, R. B. und D. B. M. 2, J. R. M. 1, Freinsheim M. 7.

Bonifaciusverein.

Dahn Sub.-G. M. 10.20, Gersheim Sub.-Gaben M. 76, Ungen. M. 5, Neustadt Sub.-G. M. 82, Minsbach Sub.-G. M. 14.36, Bliestafel (durch Herrn Kaplan Diehl) M. 36.50, Benningen von den Erwachsenen Sub.-G. M. 10, Altheim M. 1.70, Mödersheim Sub.-Gabe M. 2.

für die nördliche Mission (Hammerfest in Norwegen).

Laumersheim zum Trost der armen Seelen M. 1.50, Weidenthal M. 10, Benningen von den Erwachsenen Sub.-G. M. 10, Maikammer-Alsterweiler M. 13.50, Freinsheim Sub.-G. M. 5.

für die Crappisten in Mariahill (Afrika)

Weidenthal M. 8, Bliestafel (durch Herrn Kaplan Diehl) M. 12.20, Weissenheim a. S. Sub.-Gaben: S. M. 5, B. M. 2, G. B. M. 1, J. G. 2.

für die Indianer-Mission in den Felsengebirgen Nordamerikas.

Schifferstadt M. 2, Weissenheim a. S. Sub.-Gaben: S. M. 5, G. M. 2, E. M. 1, B. B. M. 1, B. 50 Pf., E. 50 Pf.

für die verfolgten Christen in Cochindina.

Benningen von den Erwachsenen Sub.-G. M. 10, Altheim M. 1, Gersheim Sub.-Gaben M. 76, Weidenthal M. 2.

für die dürftigste Mission.

Ruppertsberg Sub.-G. M. 5.

für den St. Raphael's-Verein.

Weissenheim a. S. M. 50 Pf., Freinsheim S. 66 Pf.

für die Kirche in Münchweiler a. Rodalb.

Gernersheim Sub.-G. M. 20.

für die Kirche in Erweiler.

Maikammer-Alsterweiler M. 2.

für das Waisenhaus in Landstuhl.

Dudenhofen M. 3.

Briefkasten.

Nach Leisstadt: Briefmarken erhalten, Vergelt's Gott.

Nach St. Martin: C. V. erhalten.

Fruchtmart der Stadt Speyer vom 11. Januar.

Fruchthorten.	Quantität.	Preis für den Centner.					Gelegenen.	Gelegenen.
		Späster Preis.	Niedrigster Preis.	Mittelpreis.	Gelegenen.	Gelegenen.		
Waggen	4	9 00	9 00	9 00	—	—	—	10
Rorn	6	7 10	7 10	7 10	—	—	—	03
Gerte	68	8 00	7 50	7 79	—	—	—	29
Spelz	8	6 23	6 23	6 23	—	—	—	02
Safer	6	5 80	5 80	5 80	—	—	—	25

Erscheint wöchentlich einmal und kostet vierteljährlich 60 Pfg., durch den Postboten ins Haus gebracht, 75 Pfg. Inserate, die gespaltene Zeile 1 Pfg. — Man abonniert bei der Post, bei H. Kleeberger in Speyer, Aug. Busch in Landau, C. Joffe in Herrheim, Redakteur in Landstuhl, G. Dörner in Kaiserlautern, St. Kall in Ebernheim, Ruppert in Zweibrücken.



Kirchen-Kalender.

Sonnt., 23. Jan. Mariä-Verklärung.
Mont., 24. Thimotheus, Bisch. u. M.
Dinst., 25. Pauli Befreiung.
Mittw., 26. Polycarp, Bisch. u. M.
Donnerst., 27. Joh. Eusebius, B. u. K.
Freit., 28. Agnes zum zweiten Male.
Samst., 29. Franz v. Sales, Bisch. u. K.

Der christliche Pilger.

Ein katholisches Sonntagsblatt.

Ich würde dem Evangelium nicht glauben, wenn nicht das Ansehen der katholischen Kirche mich dazu bewegte. Augustinus.

Speyer, den 23. Januar 1887.

Interessante Gesändnisse.

Dr. v. Schulte hat ein ziemlich umfangreiches Werk über die Geschichte des Altkatholicismus geschrieben. Eine kurze Besprechung desselben durch die „Frankf. Z.“ schließt mit den Worten:

„Der Verfasser selbst verzichtet jetzt auf die Unterstützung durch Regierungsmassregeln — die natürlich nicht mehr zu haben ist — und erwartet einen Aufschwung nur noch von innen heraus; seine Sprache klingt indeß nicht zuversichtlich, was angesichts des stetigen Rückgangs des Altkatholicismus sehr erklärlich ist. Schließlich quittiren wir mit einer gewissen Genugthuung über die Stelle, wo der Verfasser konstatirt, daß die „Erfk. Ztg.“ sich gegenüber dem Altkatholicismus „durchweg feindlich“ verhalten hat. Die Geschichte hat bewiesen, daß die „Erfk. Ztg.“ durchaus Recht hatte, als sie ihre Haltung nach der Einsicht richtete, daß der Altkatholicismus nichts sei und darum auch nichts werden würde.“

„Er ist nichts und wird nichts“; das ist in der That der Eindruck, den auch die Schrift Schulte's machen muß. Und hat man das Schlusskapitel: „Rückblick und Aussicht“ gelesen, so muß man glauben, daß Schulte selbst diese Ansicht hat.

„Nach menschlichem Ermessen muß die Hoffnung vorläufig aufgegeben werden“, daß „die Massen“ altkatholisch werden, lautet Schulte's Urtheil. Es hätte geschehen können, „wenn die katholischen Fürsten offen mit ihrer Person eintraten und ihren Schutz der alten Religion zuwandten.“ Nur unter zwei Bedingungen konnte nachträglich noch eintreten, was bis jetzt nicht eingetreten ist:

„Die Massen werden nur gewonnen werden, wenn Ereignisse eintreten sollten, die sich heute nicht voraussehen lassen, und wenn in der altkatholischen Gemeinschaft Geistliche der Mission im Geiste und nach dem Beispiele des Apostels Paulus lebend sie hinreißen.“

Das sind nun freilich unerfüllbare Bedingungen, was auch Schulte glaubt, sonst könnte er nicht selber bemerken: „Heute kann man auf die zukünftige Möglichkeit seine Rechnung nicht stellen.“ Er will auch haben, „daß man die Hoffnung, durch die Ausführung des badischen und preussischen Gesetzes besondere Erfolge zu erzielen, fahren lasse.“ Nach seiner Ueberzeugung „ist der ganze Schwerpunkt zu legen auf die innerliche religiöse Erstarkung der einzelnen Gemein-

schaften.“ Und was ist dazu nothwendig, was kann dazu führen? „Einzig wirksam und nöthig“ dazu ist nach Schulte, „daß jeder Geistliche, jeder Vorstand, jeder Altkatholik an seinem Plage alles thue, was in seinen Kräften steht, um der Welt zu beweisen, daß ihm die altkatholische Sache eine Sache des Herzens, der Ueberzeugung und des Gewissens ist.“ Und gleich nachher bemerkt er:

„Was den Altkatholicismus hervorgerufen hat, ihn allein halten, stark machen und zum Siege führen kann, ist die Ueberzeugung, die aus dem Glauben und dem Gewissen kommt.“

Wer „nicht von diesem Beweggrund geleitet“ wird, soll gehen. Der Abgang solcher wird nicht schaden, „sondern großen Nutzen schaffen.“ Wie viele würden dann aber wohl noch bleiben? Diese Frage hat Schulte nicht gestellt — natürlich. Er muß ja selber sehr gut wissen, was weitans die meisten dem Altkatholicismus zugeführt hat. Auch gesteht er selber zu: „es ist auch im Innern mancher Fehler begangen und gar vieles durch Passivität und die Abwesenheit wirklicher Missionsthätigkeit verschuldet worden.“

Altkatholiken und „wirkliche Missionsthätigkeit“ will sich eben nicht zusammenreimen, so wenig als es denkbar ist, daß Geistliche, welche „der Mission im Geiste und nach dem Beispiele des Apostels Paulus leben“, altkatholisch werden.

Wie man bei solchen Ansichten, wie wir sie eben als die des hervorragenden Altkatholiken selbst mit dessen eigenen Worten dargelegt haben, noch von einer Zukunft des Altkatholicismus reden kann, ist unerfindlich. Und doch thut es Schulte. Nach seiner Ueberzeugung ist es unumstößlich gewiß, „daß der Kampf zwischen dem Staate und der römischen Hierarchie in absehbarer Zeit viel heftiger entbrennen wird, als in den Jahren 1871–1878, und zwar desto früher, je mehr die Staaten verkennen, daß falsche und gefährliche Grundsätze, welche die Massen ergreifen, zum Kampf auf Leben und Tod führen.“ Er wird zur vollen Trennung von Kirche und Staat führen.“ Und dann kommt die Zeit für den Altkatholicismus — falls er noch existirt. Schulte sagt:

„Der Altkatholicismus hat für den einen Theil der Gesellschaft die Aufgabe, das erhaltende Element zu bleiben; möge er sich dessen immer mehr bewußt werden. Seine Zeit wird kommen.“

Und bis diese Zeit kommt, soll er „der Lebendige und organische Protest gegen die römische Bergewaltigung“ sein. Nun, klarer und bestimmter kann man das Todesurtheil über den Aikatholicismus nicht fällen. (Bab. Beob.)

Mutter und Sohn.

(Ein Vorfall aus dem Jahre 1871 vor Paris.)

Ein ergreifendes Ereigniß aus dem gewaltigen Krieg dessen letzte Vorgänge sich vor fünfzehn Jahren in Paris abspielen, berichtet A. Dubarry, dessen Erzählung wir nachstehend in ihren Hauptzügen wiedergeben.

Der geheimnißvolle „Plan“ des französischen Generals Trochu sollte nun endlich verwirklicht werden: durch einen Riesenausfall sollte der Belagerungsgürtel der deutschen Armee durchbrochen werden, um den französischen Heeren, die Gambetta ins Feld gerufen, die Hand zum gemeinsamen Hauptschlag zu reichen. Am 19. Januar 1871 sollte die große Schlacht stattfinden, zu der eine hochtönende Proclamation die gesamte Wehrmannschaft von Paris unter die Waffen gerufen hatte, und schon am 18. sah man fortwährend lange Kolonnen die Champs-Élysées in Paris durchziehen, um sich zu ihren bestimmten Plätzen zu begeben. Die Leute, auch die National- und Mobilgardisten, befanden sich sichtlich in gehobener Stimmung; Vorspiegelungen und Bethenerungen ihrer Führer, daß die deutschen Barbaren diesmal sicherlich vernichtet werden müßten, hatten augenscheinlich bei den meisten ihre Wirkung nicht verfehlt, und stolze Siegeszuversicht sprach aus ihren Augen.

Am 19. gegen Mittag verbreitete sich in der Stadt das mit Jubel aufgenommene Gerücht, daß General Vinoy die Montretout-Schanze genommen habe, und daß die „Brüssiens“ in wilder Flucht auf Versailles zurückgedrängt wären. Ersteres war richtig, letzteres nicht; Vinoy hatte in der That die Schanze durch seine überlegene Truppenzahl genommen und kurze Zeit behauptet; da aber Ducrot nicht rechtzeitig zu seiner Unterstützung herbeikam, so wurde der gesamte Angriff nach siebenstündigem heftigem Kampfe von den Belagerungstruppen zurückgewiesen, womit zugleich die letzte Hoffnung vernichtet war, den eisernen Gürtel durchbrechen zu können.

Am Abend traten die Franzosen in fluchtartiger Verwirrung den Rückzug an, 7000 Tödt und Verwundete auf dem Kampfplatz zurücklassend.

Erst am folgenden Tage erfuhr die Bevölkerung von Paris die Unglücksnachrichten, die nach dem ersten Siegesjubel doppelt vernichtend wirkten; man verfluchte den „Verräther“ Trochu, und dumpfe Verzweiflung herrschte in der ausgehungerten Stadt.

Am 20. hatte der Oberkommandirende inzwischen auch einen Waffensstillstand begehrt und erhalten, um die Verwundeten zu holen und die auf dem weiten Schlachtfelde umherliegenden Gefallenen zu begraben. Gegen Abend waren alle Spitäler bereits mit Blessirten überfüllt und die Bahrenträger wußten nicht mehr, wohin sie die Unglücklichen bringen sollten, die sie zu Montretout, Garches, auf dem Plateau der Bergerie und vor dem Schlosse von Bouenval aufgehoben.

Zwischen 11 und 12 Uhr nachts, — es war empfindlich kalt, und die deutschen Batterien von Meudon und Chatillon nahmen gerade das linke Seine-Ufer unter lebhaftes Feuer — bewegte sich ein von einem mageren Gaul gezogener Regimentswagen langsam am Boulevard Saint Michel entlang.

Er kam von dem am Fuße des Mont-Valerien gelegenen Suresnes und hatte zuerst am Hospital Beaurjon, dann bei den Ambulanzen der Tuilerien und hierauf vor dem Hotel Dieu Halt gemacht, um in jeder dieser Stätten der Barmherzigkeit drei Verwundete zurückzulassen.

Jetzt war noch ein halbtodter Mobilgardist in dem Wagen, den man, weil an den vorhin genannten Orten

nirgendwo mehr Platz war, nach der in dem großen Luxembourg-Garten errichteten Ambulanz bringen mußte. Man that dies nur im Nothfall, da diese Gegend vor den Granaten der Bombardements-Geschütze nicht sicher war.

Der Wagen hielt vor dem Haupteingang, ein Wächter öffnete das Thor, das Pferd bog in die große Allee ein, welche die Baracken trennte, und gleichzeitig kam aus einem Pavillon ein Sergeant mit einer Laterne in der Hand.

„Wie viel Verwundete?“ fragte er den Wagenführer.

„Einen“, gab dieser zur Antwort.

„Ist eine Bahre nöthig?“

„Ich solts wohl meinen; denn der Armste scheint gehörig was abgekrigzt zu haben.“

Der Sergeant entfernte sich auf einen Augenblick und kam dann mit 4 Lazarethgehilfen zurück, die eine Sänfte bei sich hatten.

„So, nun hebt ihn auf“, sagte er, „und bringt ihn auf das Bett Nr. 6.“

Die Männer nahmen den Insassen des Wagens von seinem blutüberfröhten Lager und trugen den Körper der schon die Starre eines Leichnams hatte, auf das ihnen bezeichnete Bett, während auch schon der inzwischen benachrichtigte dienstthuende Arzt hinzukam. Er konnte sich beim Anblick der furchtbaren Verletzungen, welche der Mobilgardist erlitten hatte, eines mitleidigen Ausrufes nicht enthalten. Der Verwundete verrieth kein Lebenszeichen mehr, und seine an mehreren Stellen zerschmetterten Arme und Beine schienen sich fast vom Körper trennen zu wollen, während die Lazarethgehilfen mit Scheeren die Kleidungsstücke davon abschnitten.

Der Sergeant nahm während dessen aus der Manteltasche des Verwundeten ein Portefeuille, in dem er eine Identitätskarte fand, deren Inhalt er nun auf die über dem Bette hängende Tafel übertrug.

„Wer ist der arme Mensch?“ fragte der Arzt, indem er sein Besteck hervorholte.

„Ein gewisser Morin, Architekt, einunddreißig Jahre alt, der hier in diesem Viertel in der Rue d'Enfer wohnt“, lautete die Antwort.

Der junge Architekt war auch unter jenen gewesen, die vorgestern siegesfreudig durch die Champs Élysées zogen. Er war ein geschätzter Künstler in seinem Fach, und lebte bis zum Kriege friedlich mit seiner alten Mutter zusammen, die er zärtlich liebte, und deren bescheidene Rente im Verein mit seinem Verdienste hinreichte, daß sie ohne Sorgen in guten Verhältnissen leben konnten.

Als die Kriegserklärung ausgesprochen war, hatte ihr Arzt die alte Dame zu ihrer Erholung nach Arachon geschickt; nach der Schlacht bei Sedan hatte sie freilich heimkehren wollen; aber ihr Sohn hatte sich dem widersetzt. Er meinte, sie solle vorerst ruhig ihre Kur vollenden, nach Paris könne sie ja noch immer kommen, da niemand es für möglich halte, daß die Stadt wirklich cernirt und belagert werden könne.

Nun war alles anders gekommen. Paris war eingeschlossen und der Uebergabe nahe, und der arme Morin lag, von vier Granatsplittern getroffen, auf dem Schmerzenslager. Zuerst galt er allgemein für verloren; da aber sein Körper eine seltene Widerstandsfähigkeit zeigte, so beschloßen die Doktoren drei Tage nach dem Eintreffen in der Ambulanz, eine vierfache Operation zu unternehmen; vielleicht hielt seine kräftige Natur dies aus, was ja doch immer in der Möglichkeit lag, während ohne Operation der Brand unvermeidlich war.

Es handelte sich darum, ihm die beiden Beine abzunehmen und beide Arme an den Schultern abzuschälen. Die vierfache Operation wurde gewagt und gelang — Morin starb nicht; aber er selbst hätte den Tod vorgezogen.

Es war kein Mensch mehr, es war ein Kumpf, ein Stück lebenden Fleisches mit einem Kopf voll verzweiflungsvoller Gedanken darauf.

Am 19. Februar, einen Monat nach der Capitulation, besichtigte ein höherer Offizier die Ambulanz im Luxembourg-Garten.

Die dienstthuenden Aerzte begleiteten ihn; vor dem Bett Nr. 6 blieb er stehen und fragte den Unglücklichen:

„Mein Freund, wünschen Sie etwas?“

„Jawohl“, gab Morin zur Antwort, seine Augen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck auf ihn richtend.

„Nun, so sprechen Sie, alles was irgend möglich ist, soll geschehen, um Ihnen eine Erleichterung zu verschaffen.“

„Herr General, ich wünsche nur eines!“

„Nun?“

„Lassen Sie mir eine Kugel durch den Kopf jagen!“

Der General wandte erschüttert sein Gesicht zur Seite und suchte vergeblich nach einem tröstenden Worte, als sich eine einfach gekleidete Frau von 55–60 Jahren in den Saal drängte.

„Was wollen Sie, Madame?“ fragte ein Bazarethgehilfe, sie zurückziehend.

„Ich will meinen Sohn“, keuchte sie, „seit 14 Tagen suche ich ihn in den Bazarethen; nun habe ich erfahren, daß er hier sein soll!“

„Wie heißt er?“

In diesem Augenblicke drang ein Schrei, der alle Anwesenden erheben machte, aus der Brust des Verstümmelten.

„Da ist er!“ rief die Frau, ihre Arme ausstreckend; aber ihr Sohn konnte sie nur anschauen und nach ihr rufen. Er hatte keine Füße mehr, um auf sie zuzueilen, keine Arme, um sie ans Herz zu pressen.

Die Frau warf sich über ihn und bedeckte ihn mit Küffen.

„Da bist Du ja!“ rief sie immer wieder unter Schluchzen; als er aber gar nicht ihre stürmischen Zärtlichkeitsbezeugungen erwiderte, sondern immer nur weinte, da hielt sie inne und schaute ihn ängstlich an. Nun erst begriff sie alles und sank, von Schmerz überwältigt, ohnmächtig zu Boden.

Fast 6 Monate waren vergangen.

Die Herrschaft der Commune näherte sich ihrem Ende. Die Forts Issy, Banves, Montrouge und der ihnen gegenüberliegende Theil der Enceinte waren im Besitz der Versailler Regierung. Ein Hagel von Granaten überschüttete den Kirchhof Montparnasse und den zwischen diesem und dem Luxembourg-Garten liegenden Observatorium.

Die Straßen waren leer, die Läden geschlossen, Thüren und Fenster verrammelt, alle Bewohner hatten sich in die Keller geflüchtet. Man vernahm nur das Pfeifen der Granaten und das Prasseln des Kleingewehrfeuers.

Immer näher rückte der Kampf, um erst nachzulassen, als die Nacht hereinbrach. Da erhellte plötzlich ein hellrother Schein den Himmel in der Gegend der Straße Saint Michel, aus welcher Richtung man auch das Geschrei „Feuer, Feuer!“ vernahm.

Mehrere von den Versaillern abgeschandte Granaten großen Kalibers waren im Luxembourg-Garten auf die dortigen Bazareth-Baracken niedergefallen, im Innern derselben zerprungen, und hatten die leichten Baulichkeiten in Brand gesetzt. Die wenigen Wärter und Gehilfen gaben sich zwar sofort daran, die hilflosen Kranken in Sicherheit zu bringen, was jedoch keine leichte Aufgabe war, da nicht nur die Feuersbrunst immer weiter um sich griff, sondern auch noch immer mehr Granaten dort niederfielen.

Während das Angstgeschrei der Kranken durch die Luft gellte, kam plötzlich eine alte Frau mit weißen Haaren, verstörten Augen und unordentlich umgeworfenen Kleidern ganz außer sich aus der Rue d'Enfer herbeigeeilt, und stürzte sich in eine der bereits in Flammen stehenden Baracken.

Nur noch ein Verwundeter war darin, der laut

jammerte; es war der arme Verstümmelte auf dem Bett Nr. 6. Die Frau nahm ihn auf ihre Arme, hob ihn auf und trug ihn dann davon, während sie zu gleicher Zeit lachte und weinte.

„Sie ist wahnsinnig!“ meinten ein paar Gehilfen, die sie gesehen hatten.

Ja, sie war vielleicht wahnsinnig geworden, aber sie war auch eine Mutter, die, indem sie ihren verstümmelten Sohn vor den Flammen zu schützen suchte, in ihrer Verzweiflung Gott zum Zeugen der blinden Wuth der Menschen zu nehmen schien.

Jetzt war sie glücklich auf der Schwelle der Baracken angelangt, wo sie einen Augenblick athemlos Halt machen mußte und ängstlich um sich schaute. Doch schon hob sie ihre kostbare Last wieder höher empor und wollte ihren Weg fortsetzen, als ein brennender Balken herniederschmetterte und ihr denselben versperrte.

„Zu Hilfe, zu Hilfe!“ schrie sie gellend auf.

Mehrere der in den Nachbarbaracken mit der Rettung der Kranken beschäftigten Männer wollten hineinrennen, als abermals ein neuer Hagel von Geschossen über ihre Köpfe dahinsaupte.

Vier Granaten platzten in oder zwischen den brennenden Baracken, die zusammenstürzten, während die Gluth hoch emporloderte, und dichte Rauchwolken den ganzen Umkreis einhüllten. Alles flüchtete, was sich in der Nähe befand.

Wierundzwanzig Stunden später fand man unter den Leichen, die man aus den Trümmern hervorholte, zwei, die sozusagen zusammengeklebt und fast ganz verkohlt waren. Es waren die Leichen eines Sohnes und einer Mutter, welche eine mitleidige Granate zu gleicher Zeit in eine weniger grausame Welt gesandt hatte.

Neues aus Kirche und Welt.

* Die Centrumsfraction hat am Sonntag den 16. Januar ein Festessen im Hotel de Rome abgehalten zu Ehren des Abgeordneten Dr. Weber (des Dichters von „Dreizehnlinden“), der am 14. ds. sein 25jähriges Abgeordnetenjubäum, und des Abgeordneten Dr. Windthorst, der am 17. ds. seinen Geburtstag feierte.

* **Strasburg.** Der 93 Jahre alte Herr Bischof Dr. Andreas Räß von hier hat an seinem letzten Namensstage 40,000 Frs. zu wohlthätigen Zwecken für Arme, Kranke und Anstalten vertheilen lassen. Ebenso hat er seine werthvolle Bibliothek, an welcher er über 50 Jahre lang gesammelt hatte, dem Priester-Seminar in Strasburg geschenkt.

* **Köln.** Seit Neujahr ist in der hiesigen Kathedrale für den Chorgottesdienst das römische Brevier eingeführt. Die Kirche von Köln hatte demnach ihr Privilegium, ein eigenes Brevier zu haben, aufgegeben, was im Interesse der Einheitlichkeit sehr zu begrüßen ist.

* In **Junsbrunn** sind zwei Söhne des hohen Adels als Priesteramts-Candidaten ins Seminar eingetreten: Fürst Karl Hohenlohe, Sohn des an seinen Wunden von Königgrätz gestorbenen Fürsten Ludwig v. Hohenlohe-Bangenburg und Graf Paul Hunn, beide Jesuitenschüler.

* In **Basel** in der Schweiz ist kürzlich der Civilgerichtsfekretär Dr. Frik, aus einer der angesehensten Baseler Familien, ein Bruder des Regierungsraths und Universitäts-Professors Frik, vom Protestantismus zur katholischen Kirche zurückgekehrt und hat das katholische Glaubensbekenntniß abgelegt.

R. Eine unglückliche Christnacht hatten siebenzehn Schmuggler in den Alpen. Sie wurden alle siebenzehn von einer Schneelawine überrascht und fanden auf diese Weise einen unverhofften Tod. Man fand sie am hl. Weihnachtsfeste unter dem Schnee begraben. Denen

wäre es auch heilsamer gewesen, in der hl. Nacht der Christmette andächtig beizuwohnen, als verbotene Wege zu gehen und Schmuggelgeschäfte zu machen! (Paris. „Pilger“.)

Diöcesannachrichten.

* **Speyer.** Wieder haben sie Einen aus dem guten alten Speyer zu Grabe getragen. Es ist der kath. Lehrer, Herr Jakob Müller. Nach längerem schmerzlichen Leiden starb derselbe am 17. Januar. Fünfunddreißig Jahre gehörte der Verehrte dem Lehrpersonal der hiesigen Volksschulen an, war fast seit Gründung des Pfarrkirchengefangvereins Dirigent desselben, leitete seit Wiedererrichtung der Bruderschaft zum Troste der armen Seelen in der Krypta des Domes den Gesang bei den betreffenden Gottesdiensten, war Vorstand des hiesigen kathol. Erziehungsvereins, der leider wegen Ungunst der Verhältnisse seine Thätigkeit eingestellt hat, und war auch sonst jederzeit bei der Hand, wenn seine Mitwirkung zur Erreichung humaner oder kirchlicher Zwecke begehrt wurde. Sein Hinscheiden hat darum nach mancher Seite hin eine schmerzliche Lücke gerissen und soviel wir wahrnehmen konnten, ging es durch die Reihen derer, die ihn näher kannten, wie eine wehmüthige Klage: Der gute Lehrer Müller ist gestorben. — Ja, es war eine gute, treue, grundehrliche Seele, ein nobler Charakter, geschmückt mit einer seltenen Bescheidenheit, durchglüht von echter Religiosität, ein Musterbild bewundernswürdiger Gewissenhaftigkeit — es war ein ganzer Mann. R. i. p.

Gebetsverhörungeu. Zwei Personen hielten in einem Leiden eine Andacht zu den armen Seelen, wurden erhört und kommen ihrem Versprechen, dies im Pilger zu veröffentlichen, hiemit mit Dank gegen die armen Seelen nach. E.

Politische Rundschau.

* **Speyer, 18. Januar.**

Die Auflösung des Reichstages

ist am 14. Januar erfolgt. Die Mehrheit des Reichstages, die sich zusammensetzt aus dem Centrum, den Deutschfreisinnigen, den Polen und der süddeutschen Volkspartei, hat mit 183 St. zwar die von der Regierung geforderte Heeresstärke bewilligt, aber nicht auf sieben Jahre, wie die Regierung wollte, sondern nur auf drei Jahre. Die Socialdemokraten und Elsässer enthielten sich der Abstimmung. Die Minderheit, bestehend aus den Conservativen, Freiconservativen und Nationalliberalen, hat mit 154 Stimmen sich gegen eine bloß dreijährige Bewilligung erklärt. Sie ist für eine siebenjährige Bewilligung der verlangten Heeresstärke. Auf diese Abstimmung hin wurde der Reichstag sofort aufgelöst und die Neuwahlen auf den 21. Februar, Fastnachtmontag, festgesetzt.

Der Abstimmung ging eine viertägige Redeschlacht voraus, deren Verlauf wir zum bessern Verständniß in Folgendem kurz schildern wollen. Bekanntlich wurde im Jahre 1880 die Friedenspräsenzstärke des stehenden Heeres für die Zeit vom 1. April 1881 ab bis zum 31. März 1888, also für sieben Jahre auf 427,270 Mann gesetzlich festgesetzt. Die verbündeten Regierungen des deutschen Reiches verlangten nun von dem im November vorigen Jahres einberufenen Reichstage eine Erhöhung dieser Friedenspräsenzstärke auf 468,409 Mann, das ist 41,139 Mann mehr als bisher, und zwar für die Zeit vom 1. April 1887 ab bis zum 31. März 1894, also ebenfalls für sieben Jahre. Diese Vermehrung der Friedenspräsenzstärke wurde von der Reichsregierung als nothwendig erklärt mit dem Hinweis auf die gegenwärtige bedrohliche Lage in Europa. Der Reichstag setzte eine Commission ein zur gründlichen Vorberathung der Mehrforderungen. Schon das ärgerte die Reichsregierung; ihr wäre es am liebsten gewesen, die Vertreter des Volkes, die doch wahrlich nicht nach Berlin geschickt werden als Dienstmänner des Reichskanzlers, hätten die Regierungsvorlage sofort

angenommen. In der Commission waren alle Parteien darüber einig, daß, wenn das Vaterland bedroht und eine Heeresvermehrung zum Schutze desselben nothwendig sei, die nöthigen Mittel gewährt werden sollten. „Jeden Mann und jeden Groschen“ für diesen Fall, war das Lösungswort, das Windthorst ausgab.

Da die Kriegsgefahr als nahe bevorstehend von der Regierung geschildert wurde, so beantragte das Centrum folgende Fassung: Die Friedenspräsenzstärke wird für die Zeit vom 1. April 1887 bis zum 31. März 1890, also für drei Jahre, auf 441,200 Mann festgesetzt. Für die Zeit vom 1. April 1887 bis zum 31. März 1888, also für ein Jahr kann eine Erhöhung bis zu der von der Regierung verlangten Präsenzstärke von 468,409 Mann eintreten. Das Centrum sagte sich: Wenn die Kriegsgefahr wirklich so drohend und so nahe ist, so bewilligen wir alles, was die Regierung für nothwendig hält, für ein Jahr. Damit ist der Kriegsgefahr hinreichend begegnet; trotzdem aber bewilligen wir noch für zwei weitere Jahre einen Theil der Präsenzstärke, welche die Regierung verlangt. Die Deutschfreisinnigen (Fortschritt) wollten für drei Jahre, gleich dem Centrum, 441,200 Mann bewilligen, dagegen für ein Jahr nur 454,402 Mann. Beide Parteien einigten sich schließlich zu einem gemeinsamen Antrag, der dahin ging, der Regierung die gesammte von ihr geforderte Präsenzstärke von 468,409 Mann auf drei Jahre zu bewilligen. Die Volkspartei (Demokraten) waren für eine bloß einjährige Bewilligung. Die Deutschfreisinnigen stellten dazu noch den Antrag, es sei die Reichsregierung zu ersuchen, sie möge dem Reichstage einen Gesetzentwurf vorlegen, in welchem bestimmt werde, daß zur Deckung der durch die Heeresvermehrung entstehenden Mehrkosten alle, welche ein jährliches Einkommen von mehr als 6000 Mark hätten, eine von 1/2 Procent an aufsteigende Steuer zu leisten haben.

Am 11. Januar trat der Reichstag in die Berathung über die genannten Vorschläge der Commission ein. Nach einigen einleitenden Bemerkungen des Referenten und Correferenten eröffnete Feldmarschall Graf Moltke die eigentliche Debatte. Er suchte nachzuweisen, daß eine dreijährige Bewilligung der Heeresvermehrung nicht genüge, sondern daß eine siebenjährige (Septennat) nothwendig sei. Seine Beweisführung jedoch war im Ganzen sehr schwach. Abg. Stauffenburg (deutsch-freisinnig) verteidigte in klarer Darstellung die Beschlüsse der Commission, worauf Fürst Bismarck das Wort ergriff. Er zog, wie das so seine Art ist, alles Mögliche herein, aber den Kernpunkt, ob das Septennat nothwendig sei, fand auch durch ihn keinen schlagenden Nachweis. Er berief sich auf die militärischen Autoritäten. Nach Bismarcks Darlegungen hätte der Reichstag zu dem, was diese Autoritäten für nothwendig hielten, nur „Ja und Amen“ zu sagen. Ja, der Reichskanzler brachte eine Auslegung der Reichsverfassung vor, wonach der Reichstag in Militärsachen gar nichts mehr hineinzureden hätte. Wenn sich mit dem Reichstage keine Vereinbarung erzielen lasse, dann träte § 59 der Verfassung ein, wo es heißt: „Jeder wehrpflichtige Deutsche gehört 7 Jahre dem stehenden Heere an.“ Windthorst wies dem Reichskanzler sofort das Grundfalsche seiner Auslegung nach. Denn im Artikel 60 heißt es: daß die Friedenspräsenzstärke des Heeres „im Wege der Gesetzgebung“ festgestellt werde, also unter Mitwirkung aller Gesetzgebungsfaktoren, folglich auch des Reichstages. Der Artikel 59 stellt nur einen Grundsatz auf, Artikel 60 aber sagt, wie dieser Grundsatz gehandhabt werden soll. Beide Artikel ergänzen sich, sie können gar nicht getrennt behandelt werden. — Was sodann die Ausführungen Bismarcks über die Beziehungen Deutschlands zu den auswärtigen Mächten anbelangt, so haben dieselben fast nur Beweise gegen die Militärvorlage gebracht. Nach Bismarcks Erklärung besteht das österreichisch-deutsche Bündniß noch fort, wenn auch beide Staaten nicht in jedem Kriegsfalle zu gegenseitiger Hilfe verpflichtet wären. Am meisten überraschte

der Aufschluß, den Bismarck über unser Verhältnis zu Rußland gab. Darnach steht alles ganz günstig. Bismarck hegt die bestimmte Hoffnung, daß wir von Rußland nicht angegriffen werden. Dagegen hielt er für sicher — was übrigens gar nichts Neues ist — daß Frankreich früher oder später an Deutschland den Krieg erklären werde. Daß aber Deutschland Frankreich allein gegenüber gerüstet ist, wurde bisher von Niemanden bezweifelt. Wenn dann zudem die Mehrheit des Reichstages noch eine Heeresvermehrung auf drei Jahre bewilligt, und wie sich nicht bezweifeln läßt, nach Ablauf der drei Jahre, wenn die Umstände noch dieselben sind, weitere Bewilligungen macht, so kann doch kein vernünftiger Mensch im Ernste von einer Schwächung der deutschen Wehrkraft reden. Wenn Bismarck und seine Anhänger dennoch so reden, und sich taub stellen gegenüber allen Gegengründen, so muß man vermuthen, daß sie es noch auf etwas anderes abgesehen haben, als auf die Vermehrung der Wehrkraft, nämlich auf die Schwächung des Reichstages. Der Reichstag soll mißrath gemacht werden, deswegen drohte Bismarck im Falle der Ablehnung des Septennates mit Auflösung und hat sie auch wirklich durchgeführt. Der Reichstag soll in militärischen Fragen eigentlich nicht mehr mitsprechen, das ist das Ziel, auf das Bismarck lossteuert. Ja, wenn das Geld, das die Regierung für das Militär verlangt, vom Monde herabgeholt werden könnte, dann hätten wir ja auch nichts dagegen. Werden aber dadurch neue Steuern nöthig, arbeitet man, um die fortwährend steigenden Ausgaben für das Militär zu bestreiten, auf Monopole hin, muß das Volk, das arbeitende Volk, der Handwerkerstand, der kleinere Bauer- und Bürgerstand, von den mehrverlangten 41,000 Mann die meisten stellen, dann darf auch der Vertretung des Volkes in keiner Weise das Recht geschmälert werden, an der rechten Stelle mitzureden. — Sehr kleinlich nahm es sich aus, als Bismarck persönliche Angriffe auf Windthorst richtete, und seine Anhänglichkeit an das vertriebene Königshaus von Hannover bemängelte. Windthorst gab ihm zurück, daß die Treue gegen das angestammte Königshaus niemals eine Schande sei und daß er diese Treue mit seinen Verpflichtungen gegen die Verfassung des deutschen Reiches schon zu vereinigen wisse. Wenn aber Bismarck von dem verstorbenen König Georg V. von Hannover behauptete, er habe im Jahr 1866 um ein Bündniß mit Napoleon III. sich beworben, um Thron und Land wieder zu erlangen, so war dies wohl ein Act der Verzeihung für den entthronten König, der sich nicht mehr zu helfen wußte, und ist allerdings zu beklagen. Allein Windthorst hielt dem Fürsten Bismarck daraufhin einen Spiegel vor, der kein schönes Bild zurückwarf. Bismarck hat s. Z. nicht im Zustande der Verzweiflung, sondern kalten Herzens, mit kühler Ueberzeugung die italienische Revolution gutgeheißen, hat im Jahr 1866 die Unterstützung pflichtvergessener ungarischer Militärs angenommen u., lauter Dinge, die beweisen, daß Bismarck von Recht und Gerechtigkeit eigenthümliche Begriffe hat.

Am 2. Tage der großen Redeschlacht, 12. Januar, kam zunächst der Vertreter der „Conservativen“, v. Hellendorff zum Wort. Derselbe plauderte so ziemlich das nach, was Bismarck schon gesagt und erhitzte sich am Ende gar sehr gegen das Projekt einer Reichseinkommensteuer. Natürlich! Die „conservativen“ und regierungsfreundlichen Leute sind ja stets „patriotisch“, wenn es auf anderer Leute Kosten geht. Nach Hrn. v. Hellendorff sprach der socialistische Abgeordnete Hasenclever. Er machte sich lustig über die sog. Entrüstungskomödie und über diejenigen, welche sich wohl bis an die Taschen, aber nicht bis in die Taschen „entrüsteten“. Nach ihm ergriff der Kriegsminister das Wort, um nachzuweisen, daß das Septennat nothwendig sei. Neues brachte er nicht vor. Der folgende Redner, Graf Behr (freiconservativ) bewies durch seine Rede, daß er einige Reptilienblätter mit Nutzen gelesen habe. Nun folgte die Rede Windthorst's, worin er, wie

wir oben schon kurz angegeben, dem Reichskanzler auf seine gefrige Rede erwiderte. „Selten, schreibt Richter's „Freisinnige Ztg.“, haben wir von Windthorst eine gleich ausgezeichnete Rede gehört. Die Rede war kurz, überaus scharf pointirt und dabei von einem jovialen Humor getragen, welcher noch dadurch gesteigert wurde, daß Abg. Windthorst nach jedem Abschnitt in aller Ruhe eine Prieße nahm aus einer der großen Reichsschnupftabaksdosen, wie sie im Reichstage umherstehen. Die Erregung des Kanzlers während der Rede wuchs zusehends. Nach einer spöttischen Erwähnung der „vernichtenden“ Rede des Grafen Behr stellte Abgeordneter Windthorst mit gutem Humor die bei dem Kanzler beliebte Zusammenstellung mit den Abgg. Richter und Grillenberger ins Licht, um dann voll und ganz den Angriff aufzunehmen, welchen der Kanzler am Tage vorher beikünftig auf ihn als einen „Welsen“ gerichtet hatte. Die Art, wie Windthorst den König Georg V. möglichst zu vertheidigen suchte, zugleich gegen die frühere Politik des Kanzlers angriffsweise vorgehend, war eine meisterhafte. Mit der Treue gegen sein früheres Königshaus betonte er scharf seine neuen Verpflichtungen auf Grund der bestehenden Rechtszustände. Im weiteren Verfolg der Rede antwortete Windthorst treffend auf die verschiedenen persönlichen Spizen und wiederholte dann zum großen Aerger der Conservativen die Parole: „Jeden Mann und jeden Groschen, aber nur auf drei Jahre!“ Scharf zergliederte er die Inconsequenz der Regierung, welche die Bewilligung für die Zeit von 7 Jahren „den wechselnden Mehrheiten unterwerfe“, aber die Bewilligung für drei Jahre als eine Erschütterung der Wehrkraft und der Verfassung darstelle. Minutenlanger Beifall folgte der Rede, untermischt mit dem Zischen der rechten Seite.“

Fürst Bismarck erhob sich zu einer Entgegnung, hatte aber keinen glücklichen Tag. Er meinte, nach drei Jahren könne die Mehrheit des Reichstages wieder eine andere sein, sie könne sich dann weigern, weitere Bewilligungen zu machen, darum müsse die Regierung auf der Bewilligung für eine möglichst lange Zeitdauer bestehen, die Regierung könne sich nicht von wechselnden Mehrheiten abhängig machen, mit einem Worte, Bismarck möchte lieber ohne Parlament regieren, oder mit einem solchen, das so tanzt, wie er pfeift. Daß übrigens auch die Regierungen wechseln und ihr Wille durch die verschiedensten Einflüsse bestimmt wird, schlen dem Kanzler nicht in den Sinn zu kommen.

Donnerstag, 13. Januar, dritter Schlachttag. Nach einigen kurzen Bemerkungen des Grafen Moltke und einer Rede des Abg. v. d. Decken (Hannoveraner), welcher nur für einjährige Bewilligung plaidirte, erhielt der deutschfreisinnige Abg. Richter das Wort. Wie mit einem Secir-messer ging er an die Behauptungen der Militärpartei und ließ keinen guten Faden mehr daran, ebenso wies er die Angriffe Bismarck's auf den Reichstag vortrefflich ab. Es wäre zu wünschen, daß die Reden von Windthorst und Richter mit populären Erklärungen versehen, jedem Wähler unterbreitet würden. Bismarck's Schlagwort, der Reichstag wolle ein Parlamentsheer, er aber ein kaiserliches Heer, stellte Richter in ihrer ganzen Nichtigkeit auf Grund des Bewilligungsrechtes des Reichstages hin. Auch schilderte er die wahren Gründe, welche die Auflösung des Reichstages herbeiführten. Der neue Reichstag solle eine bequeme Steuerbewilligungsmaschine werden, darauf laufe das Ganze hinaus. Der Kriegsminister erwiderte dem Abg. Richter, konnte ihn aber nicht widerlegen. Der Abg. v. Kardorff vertrat hierauf in möglichst ungeschickter Weise den Standpunkt der Freiconservativen und wiederholte eine Gemeinheit der Entrüstungskomödianten, die dahin ging, die Mehrheit des Reichstages, die nur für eine dreijährige Bewilligung stimme, arbeite „im französischen Interesse“. Nach einer oberflächlichen Rede des Abg. Buhl (nationalliberal) ergriff Bismarck das Wort. Die Erwiderung auf die scharfen Angriffe Richter's blieb jedoch aus. Der Kanzler ging lediglich auf das ein, was Richter

über die bürgerlichen Verhältnisse gesagt hatte, aber auch hier war ihm das Glück nicht sehr hold. Der unermüdliche Windthorst ergriff in dieser Debatte zum dritten Male das Wort. Aus seiner Rede ist besonders der Hinweis hervorzuheben, daß der Reichskanzler Juristen beauftragt habe, zu untersuchen, ob eine Verfassungsrevision ohne Mitwirkung des Reichstages bewerkstelligt werden könnte. Also so viel Uhr ist's schon. Die „Verfassungsrevision“ würde natürlich auf eine Beschneidung der Rechte des Reichstages und damit auch des Volkes hinauslaufen. Fürst Bismarck hütete sich, dagegen etwas zu bemerken. In seiner Erwiderung ist die Stelle auffallend, daß der Kaiser, wenn ein späterer Reichstag ihm die gewünschten Mittel für das Heer verweigere, sich als König von Preußen an den preussischen Landtag zur Erlangung der Gelder wenden werde — als ob die Einnahmen des Reiches, auch wenn sie aus den Kassen der Einzelstaaten fließen, nicht von der Bewilligung des Reichstages abhängig wären.

Freitag, 14. Januar, erfolgte die Abstimmung, deren Resultat wir Eingangs schon gemeldet. Sofort nach der Abstimmung erhob sich der Reichskanzler und verlas die kaiserliche Botschaft, welche den Reichstag für aufgelöst erklärt.

So hat also der Kampf um verfassungsmäßiges Recht jetzt begonnen. Bis an die äußerste Grenze ist die Reichstagsmehrheit gegangen. In patriotischem Geiste und im Vertrauen auf Moltkes Versicherungen von der Nothwendigkeit der Friedenspräsenz-Verstärkung haben Centrum und Deutschfreisinnige das große Opfer gebracht und schließlich die ganze verlangte Vermehrung der Armee um 41,000 Mann und damit selbstverständlich auch die Geldmittel bewilligt. — Das Einzige, worauf sie beharrten, ist, daß in der nächsten dreijährigen Reichstagsperiode der Volksvertretung vorbehalten sei zu prüfen, ob nicht eine Erleichterung der furchtbaren Militärlast möglich sei. Die Reichsregierung, von dem Bestreben geleitet, den Einfluß der Volksvertretung möglichst zu beseitigen, steifte sich auf das Septennat und löste den Reichstag auf. Wenn es je eine Parlamentsauflösung gegeben hat, die nicht nothwendig war, so ist es die jetzige.

An dem deutschen Volke ist es nun, sich zu entscheiden, ob es eine blind ergebene Ja-sager-Mehrheit in den Reichstag schicken will, oder ob es seine Vertretung in der Mehrheit wieder Männern anvertrauen will, die bewiesen haben, daß sie die patriotische Fürsorge für des Reiches Wehrhaftigkeit wohl zu verbinden wissen mit der Wahrhaltung verfassungsmäßigen Volksrechtes.

An die Centrunspartei im ganzen Lande tritt die Pflicht heran, mit aller Kraft in den Kampf einzutreten und den festen Thurm der Centrunsfraction zu sichern, auf dessen Zerstörung der ganze Plan des Reichskanzlers nicht zum kleinsten Theile berechnet ist.

Bayern. Etwas für die bayerischen Wähler. Fürst Bismarck hat in der Reichstagsitzung vom 12. Januar dem Abg. Windthorst gegenüber die Frage aufgeworfen, ob „auch nur das Centrum fortbauern wird, wenn der Culturkampf beseitigt ist“, und dann namentlich in Frage gestellt, daß das Centrum seinen jetzigen Besitzstand in Bayern behaupten werde. Bismarck sagte wörtlich: „Der bayerische Wähler ist in seiner großen Mehrheit monarchisch und katholisch gesinnt. So lange er die Ueberzeugung hat, daß sein König und dessen Rechte, und die Rechte des bayerischen Staates überhaupt bedroht sein könnten, sobald er die Ueberzeugung hat, daß die katholische Kirche bedroht sei, und daß dieselbe Empfindung in Rom getheilt wird, so lange mag er für Sie wählen. Wenn er aber zweifelhaft darüber werden sollte, ob die Dynastie, ob der König, ob der römische Stuhl ferner diese Opposition billigt, sind Sie dann Ihrer

Wähler sicher?“ Wir vernehmen aus dem Munde des Reichskanzlers gerne das Zeugniß, daß der bayerische Wähler in seiner Mehrheit monarchisch und katholisch gesinnt ist. Es ist dieses Zeugniß namentlich von Werth gegenüber den Verdächtigungen und Denunciationen, welche nicht bloß die liberale Presse gegen die monarchische Gesinnung des katholischen bayerischen Volkes schon wiederholt erhoben hat. Auch darin hat der Reichskanzler Recht, daß dieses katholische Volk ängstlich darüber wacht, daß von den bayerischen Thron- und Landesrechten nichts weiter geopfert und daß im Reiche keine Einrichtungen geschaffen werden, wodurch der Bestand jener Rechte gefährdet würde. Auch was der Kanzler von der Bedrohung der katholischen Kirche sagt, ist durchaus richtig. Der Herr Reichskanzler befindet sich aber in großem Irrthum, wenn er glaubt, diese Stellung des bayerischen Volkes werde in Bälde in einer dem Centrum feindlichen Weise sich ändern können. So lange es bei uns in Bayern und im Reiche noch Parteien gibt, deren Bestrebungen darauf gerichtet sind, den Einheitsstaat zu fördern, und so lange es Parteien gibt, welche die Bekämpfung der katholischen Kirche und des gesammten Christenthums auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens sich zum Ziele gesetzt haben: genau so lange werden die monarchischen und katholischen Wähler im Reiche überhaupt und in Bayern ganz besonders für das Centrum wählen, weil dieses den festesten Wall gegen alle diese Bestrebungen bildet. Denn darüber kann doch kein Zweifel bestehen, daß auch nach einem vollständigen Friedensschluß zwischen Kirche und Staat im Reich wie in den Einzelstaaten, den wir allerwärts noch nicht haben, die dringendste Gefahr fortbesteht, daß der Culturkampf aufs Neue und noch heftiger entbrenne, wenn die kirchenfeindlichen Parteien in den Parlamenten die Oberhand erhielten, ebenso wie die einheitsstaatlichen Bestrebungen eine wirkliche Gefahr für die Einzelstaaten thatsächlich werden müßten, wenn ihnen aus der Mitte des Volkes heraus keine Hindernisse mehr bereitet würden. — Daß für das Centrum und seine monarchisch-katholischen Wähler in Bayern als gemeinsamer Boden noch das große wichtige Gebiet unserer Wirtschaftspolitik bleibt, hat der Kanzler in der Hitze des Gefechtes vollständig vergessen, wie ja diese Lebensfrage überhaupt in den Hintergrund tritt, sobald das Militär im Reichstag aufmarschirt. Die Wähler aber werden an den Urnen, zu denen sie nun bald berufen werden, auch dieser Frage eingedenk sein, ihnen liegt sie ja am nächsten, und sich erinnern, daß es in erster Reihe das Centrum ist, welche sich eine volkfreundliche Lösung derselben anlegen sein läßt. — Das „Bayer. Vaterland“, das sich vollständig gehäutet und mit Sach und Paß in das ministerielle Lager übergegangen ist, hatte vor kurzem die Nachricht gebracht, der hl. Vater habe beim Neujahrsempfang dem bayerischen Gesandten aufs Neue seine Befriedigung und Anerkennung über die bayerischen Verhältnisse ausgesprochen. Die Richtigkeit dieser Nachricht war gleich Anfangs in Zweifel gezogen worden. Jetzt schreibt auch der dem Vatican nahestehende „Moniteur de Rome“: „Es ist das nur eine Wiederholung der Taktik, welche wir schon im Laufe des vergangenen Jahres zu beklagen hatten. Durch diese Taktik will man die Meinung erwecken, als sei der hl. Vater voll und ganz zufrieden mit der religiösen Lage in Bayern. Was den vom „Vaterland“ angezogenen Zwischenfall anlangt, so haben wir an sicherer Quelle Erkundigungen eingezogen. Daraus ergibt sich, daß der hl. Vater volles Vertrauen in die Weisheit des Prinzregenten setzt; aber es existiren in Bayern immer noch gewisse gesetzliche Bestimmungen, deren Abschaffung oder Aenderung die Katholiken mit Recht fordern, namentlich hinsichtlich der Schul- und religiösen Frage.“

Preußen. Am 15. Januar ist der Landtag eröffnet worden. Die Thronrede kündigt u. A. auch eine Vorlage an behufs weiterer Revision der kirchenpolitischen Gesetze.

Baden. Die der Centrumpartei angehörende Reichstagsabgeordneten aus Baden, Frhr. v. Buol, Defan Vender und Anwalt Marbe haben folgendes offene Wort an ihre Wähler gerichtet: „Der Reichstag ist soeben aufgelöst worden. Die nächste Veranlassung dazu war die Abstimmung über die Militärvorlage. Ohngeachtet der großen Anforderungen, welche diese an das Volk stellt, glaubten die Unterzeichneten doch die zur erhöhten Sicherheit des Vaterlandes nöthigen Mittel nicht versagen zu dürfen. Dagegen schien ihnen ein Zeitraum von drei Jahren eher die Möglichkeit zu bieten, eine den Verhältnissen entsprechende Erleichterung der vermehrten Ausgaben eintreten zu lassen oder bei nothwendiger Fortdauer derselben eine gerechtere Vertheilung der Lasten vornehmen zu können. Gegenüber vermehrten Anforderungen war kürzere Dauer ein billiger Ausgleich. Die Unterzeichneten sind sich bewußt, damit gleichzeitig ihre Pflichten gegen Kaiser und Reich, wie gegen das Vaterland und Volk erfüllt zu haben.“ Mit diesen Worten ist der Standpunkt des Centrums gegenüber der Militärvorlage klar und präcis bezeichnet.

Todes- Anzeige.

Gottes unerforschlichem Rathschlusse hat es gefallen, heute früh 4 Uhr seinen treuen Diener und unseren lieben guten Vater, Schwiegervater, Großvater, Brüder und Schwager

Herrn

Jakob Müller,

kathol. Lehrer,

nach längerem und schmerzlichem Leiden, öfter versehen mit den hl. Sacramenten, im 58. Lebensjahre, zu sich abzurufen. Wir empfehlen die Seele des theuern Verstorbenen dem frommen Gebete der Priester und Gläubigen.

Speyer, den 17. Januar 1887.

Für die tieftrauernden Hinterbliebenen:

Gg. Schwaab, Schwiegersohn

Zeugniß.

Nachdem Herr Orgelbaumeister **Jelacic** in **Speyer** anlässlich der hiesigen Kirchenvergrößerung die Orgel abgebrochen und einer allseitigen Restaurierung unterzogen hat, fühlt sich der unterzeichnete Fabrikath veranlaßt, über die glückliche Vollführung dieses Werkes sich öffentlich auszusprechen.

Herr Jelacic hat nicht bloß die Manual- und Pedalclaviatur aufs schönste erneuert, die Bälge vortheilhaft ersetzt und die Windladen und das Registerwerk so sorgfältig hergestellt, daß die Töne schnell und präcis ansprechen, sondern auch die 12 klingenden Register der Orgel derart intonirt, daß ein schöner, voller und edler Ton allseitig erzielt wurde und das ganze Werk einem völlig neuen an die Seite gestellt werden kann.

Herrn Jelacic für gleiche oder ähnliche Arbeiten noch besonders zu empfehlen, wäre demnach überflüssig; das Werk selbst lobt ja den Meister.

Nodalben, den 10. Januar 1887.

Der Fabrikath:

Hoffmann, M. Matheis, Boo, Brödel,
Tretter, Dr. S. Lederer, Pfr.

Bekanntmachung.

Die Ziehung unserer Demos-Lotterie kann erst stattfinden

Dienstag den 25. Januar 1887.

Central-Verein für Kirchenbau in München a. B.

München, den 10. Januar 1887.

Der Vorsitzende des Vorstandes:

J. M. Gerdeissen.

Für den heiligen Vater.

Bornheim Zub.=Gabe M. 4. Entenbach Zub.=Gabe M. 4.90. Alt-heim Zub.=Gaben M. 129. Oggersheim Zub.=Gabe 2. Sendung M. 25. Weselberg Zub.=Gabe M. 92. Speyer ung. M. 50. Kaiserslautern Rosenfranzverein M. 100. S. L. M. 1. (Die Collecte an Erscheinung des Herrn wird auf amtlichem Wege beiseineigt.)

Missionsverein.

Speyer ung. M. 3. Ludwigshafen M. 50. Nitzheim M. 98.41. Zub.=Gabe M. 97 für die dürftigste Mission. Mutterstadt M. 5.50. Schweighofen M. 10.50. Landau M. 35. Contwig M. 20.90. Enzheim M. 47.51. Godramstein M. 19.70. Hagenbach M. 2. Zub.=Gabe M. 8. Jmsweiler-Gundersweiler M. 6.90. Zweibrücken M. 46.37. Hahloch Zub.=Gabe M. 12.76. Niederwörzbad M. 50. Blichweiler Zub.=Gabe M. 2.74. Entenbach Zub.=Gabe M. 6.80. Böhweiler Zub.=Gabe M. 4.50. Bann M. 8.05. Homburg 50 Pf. Hochspeyer M. 8. Königsbach M. 32.75. Zub.=Gabe M. 17. Fischbach M. 4. Rappweiler-Reifenberg M. 40.50. Obermoschel M. 20.65. Leimen Zub.=Gaben M. 47.35. Reinheim M. 16. Büchelberg M. 13.16. Baldhambach Zub.=Gabe M. 6. Niederkirchen M. 24.20. Zub.=Gabe M. 26.90. Otterberg M. 18.30. Nodalben M. 14.39. Steinweiler M. 18.42. Zub.=Gabe M. 9.68. Wolfstein M. 10. Altheim M. 45.15. Karlsberg M. 8.65. Burrweiler M. 16. Bliestastel M. 16.50. Oggersheim M. 12. Weselberg M. 17.20. Pfort M. 5. Gossersweiler M. 5. Merzalben M. 20. Offenbach M. 46.22. Brücken M. 16.80. Zub.=Gabe M. 26.10. Nebelsheim M. 22.60. Zub.=Gabe M. 260.30.

Kindheit-Jesu-Verein.

Schweighofen M. 13.50. Landau M. 25. Enzheim M. 46.20. Godramstein M. 15.53. Siebelingen-Birkweiler M. 20.35. Herrheimweiler M. 5.98. Hagenbach M. 2.20. Zub.=Gabe der Kinder M. 2. Jmsweiler M. 1. Zweibrücken M. 15.50. Hahloch M. 3. Entenbach M. 1.20. Homburg M. 15.60. Hochspeyer M. 8. Fischbach M. 2. Nedenheim M. 3. Niederkirchen M. 11.04. Otterberg M. 10. Nodalben M. 36.51. Steinweiler für 2 Kinder Joseph und Anna Maria zu taufen M. 24. Wolfstein M. 10. St. Martin für 2 Kinder Hyginold und Maria zu taufen M. 41. Altheim M. 40.47. Karlsberg M. 7.56. Münchweiler M. 20. Burrweiler M. 11 u. 60 für 4 Kinder Elisabeth, Michael, Maria, Alphons zu taufen. Bliestastel M. 25. Oggersheim M. 6. Weselberg M. 8. Pfort M. 45. Groß- und Kleinfischlingen von den Mitgliedern des 8. Ordens M. 21 für ein Heidentind, das Maria zu taufen. Gossersweiler M. 6. Offenbach M. 13. Brücken M. 13. Nebelsheim M. 9.20 und M. 25 für 2 Heidentinder Elisabetha und Franz zu taufen. Leimen M. 23.11. Birkenhördt M. 11. Reinheim M. 10. Dahn ung. M. 20 für ein Heidentind, das Joseph Johannes zu taufen ist. Fehrbach M. 25.70. Kaiserslautern M. 7. Büchelberg M. 6.50. Ung. 50 Pf.

Bonifaciusverein.

Obermoschel Zub.=G. M. 5. Ungenannt M. 12. Schweighofen M. 4. Kaiserslautern Zub.=Gaben M. 65. Kirchenarnbach M. 20. Hagenbach Zub.=G. M. 2.80. Hochspeyer M. 9.20. Niederkirchen M. 27.70. Wolfstein M. 10. Altheim M. 1.70. Offenbach M. 5.20. Horbach M. 6.

Für die nördlichste Mission (Hammerfest in Norwegen).

Obermoschel Zub.=G. M. 5. Dahn M. 6 und 8 paar Strümpfe für große und kleine Lappchen. Erweiler M. 50. Fischbach M. 2. Speyer Frl. Sch. M. 1.

Für die Trappisten in Marianhill (Afrika.)

Obermoschel Zub.=G. M. 5. Erweiler M. 20. Ung. M. 1.10. Offenbach M. 10.

Für die Indianer-Mission in den Felsengebirgen Nordamerikas.

Obermoschel Zub.=G. M. 10. Feilbingert M. 1. M. R., B. in S. M. 20. Reinheim M. 12. Landau M. 5. Homburg M. 1. Fischbach M. 3.

Für die verfolgten Christen in Cochinchina.

Altheim M. 1. Offenbach M. 12.

Für die St. Josephs-Mission in Paris.

Obermoschel Zub.=G. M. 1.

Für das 50jährigen Priesterjubiläum Papst Leo XIII. M. R., B. in S. M. 50.

Für die Kirche der hl. Elisabeth in Eisenach.

Herrheim M. 50.

Für die St. Annakapelle bei Burrweiler.

Offenbach M. 1.

Für den St. Raphael-Verein.

Schweighofen M. 1.

Meditaristen in Wien.

Otterberg M. 7.

Für die Mission in Südschantong (China.)

Offenbach M. 10.

Für die Kirche in Erweiler.

Burrweiler M. 8.

Für die Wallfahrtskirche in Hirschberg.

Speyer ung., ein Baustein M. 10. Vivat sequens!

Palästinaverein.

Ungenannt M. 10. Horbach M. 7.40. Burrweiler M. 5.

Für die dürftigste Mission.

Enzheim Zub.=Gaben M. 92.70. War in der letzten Nummer an unrichtiger Stelle quittirt.

A u f r u f.

Der Reichstag ist aufgelöst. Die Auflösung erfolgte, weil die Majorität, und mit ihr die Centrumsfraction in vollster Einmütigkeit ihrer Mitglieder, zwar die verlangte Verstärkung des Heeres nach ihrem ganzen Umfange bewilligte, aber die Gültigkeit der neu vereinbarten Friedens-Präsenzstärke auf drei Jahre, nicht wie der Vorschlag der verbündeten Regierungen lautete, auf sieben Jahre festsetzte. Die Bewilligung geschah in voller Würdigung der politischen Lage des Augenblicks. Für die Bemessung der Dauer war bestimmend, daß dem Reichstage, welcher die Frage zu lösen haben wird, auf welchem Wege die vermehrten Kosten zu decken seien, auch eine nochmalige Prüfung der geforderten Heeresverstärkung möglich sein müsse.

Neuwahlen stehen unmittelbar bevor.

Die Centrumsfraction hat nicht nöthig, in dem entbrennenden Wahlkampfe ihr Programm noch erst zu entwickeln. Es ist das alte, wofür in sechs Wahlen Millionen von Wählern ihre Stimme abgegeben haben. Auch in der nunmehr abgebrochenen Legislatur-Periode ist die Centrums-Fraction bestrebt gewesen, für die Verwirklichung ihres Programms, wo immer möglich, nach Kräften einzutreten.

In demselben nimmt die Er kämpfung voller Freiheit und Selbstständigkeit der Kirche die erste Stelle ein. Gerne erkennen wir an, daß die Wendung zum Besseren, welche auf diesem Gebiete vor einigen Jahren eingetreten ist, noch weiter angehalten hat. Bei dem engen Zusammenhange, welcher zwischen den Interessen des Reichs und denen der Einzelstaaten besteht, begrüßen wir dankbar die Erleichterungen, welche der Kirche in Preußen zu Theil geworden sind. Aber noch ist der sogenannte Culturlampf nicht beendet, noch bestehen die Reichsgesetze in Kraft, welche die Kirche mit Mißtrauen einengen und der Allgewalt des Staates ausliefern, die segensreiche Thätigkeit ihrer Diener und Ordensgenossen lähmen und die verfassungsmäßigen Rechte von Millionen Reichsbürgern, sogar das ursprüngliche Recht an's Vaterland, das Heimathsrecht, verletzen. Nur verhängnißvolle Selbsttäuschung könnte zu der Meinung verführen, als dürften die im Interesse der Kirche erhobenen Forderungen von nun an aus dem politischen Streite ausscheiden. Die Centrumsfraction wird sie so lange erheben, bis sie voll und ganz erfüllt sind.

Mit der Forderung der kirchlichen ist die Wahrung der bürgerlichen Freiheit unzertrennlich verbunden. Das deutsche Volk hat schwer genug unter der Herrschaft des falschen Liberalismus gelitten, absolutistischen Regungen aber, welche die von früheren Generationen mühsam errungenen Gerechtigkeiten der Volksvertretung wiederum den durch ungeheure Machtmittel verstärkten Regierungen auszuliefern bereit sind, wird es seiner überwiegenden Mehrheit nach immer unzugänglich bleiben. Die Centrumsfraction weiß sich frei von jedem Streben nach parlamentarischer Herrschaft, aber sie wird, wie sie es immer gethan hat, so auch in Zukunft jedem Versuche die verfassungsmäßigen Rechte des Volkes zu schmälern, einen unbeugsamen Widerstand entgegenstellen. Nicht minder wird die Aufrechterhaltung des geschichtlichen und verfassungsmäßigen Grundcharakters des Deutschen Reichs, als eines Bundesstaats, auch künftighin unsere ernsteste Sorge sein.

Die wachsenden Bedürfnisse des Reichs, insbesondere die von Jahr zu Jahr gesteigerten Forderungen der Militärverwaltung, haben dem Volke in zunehmendem Maße Lasten auferlegt. Die Centrumsfraction hat keinen Augenblick aufgehört, wo nur immer möglich auf Sparsamkeit in den Ausgaben zu drängen. Sie hat sich ebenso jedem

zur Deckung der vermehrten Ausgaben ersonnenen Steuerprojecte widersetzt, welches nur eine Vermehrung, nicht aber eine gerechtere Vertheilung der Lasten zur Folge gehabt, oder aber in seiner Ausführung das hochwichtige Ausgabebewilligungsrecht der Volksvertretung illusorisch gemacht hätte. Insbesondere war es die Einführung von Monopolen mit ihrem für die wirtschaftlichen Interessen wie für die politischen Rechte gleich bedrohlichen Charakter, welcher die Fraction jederzeit aufs entschiedenste entgegengetreten ist. Die nämlichen Grundsätze werden auch in Zukunft für uns maßgebend sein.

Früher als die verbündeten Regierungen und früher als jede andere Partei hat die Centrumsfraction auf die mannichfachen Nothstände innerhalb der wirtschaftlichen Production hingewiesen und gesetzgeberische Abhilfe verlangt. Auch in der abgelaufenen Legislaturperiode haben wir Vorschlägen zugestimmt, welche sich zur Aufgabe stellten, die Lage unserer Landwirthschaft einigermassen zu verbessern. Wir werden jederzeit eintreten für eine ungehemmte und fruchtbare Entwicklung der nationalen Arbeit, nicht minder aber, wie wir es immer gethan haben, für die berechtigten Ansprüche des Arbeiterstandes und der Handwerker. In der weiteren Durchführung der Arbeiterversicherung haben die verbündeten Regierungen unsere nachdrückliche Unterstützung gefunden, wir waren aber zugleich bestrebt, die einschlagenden Gesetze so zu gestalten, daß die besonderen Bedürfnisse der verschiedenen Landestheile berücksichtigt und die Gefahren eines übermäßigen bürokratischen Apparates beseitigt blieben. Wiederholt haben wir durch eigene Anträge die so nothwendige Fortbildung des gesetzlichen Arbeiterschutzes und der für den gedeihlichen Fortbestand des Handwerks erforderlichen Maßregeln verlangt. Wir werden die gleichen Forderungen auch in Zukunft mit allem Nachdruck erheben.

Der Augenblick ist ernst. Von dem Ausfall der Wahlen hängt nicht nur der Fortgang der Gesetzgebung während der nächsten drei Jahre, sondern die ganze Zukunft unseres Verfassungslebens ab. Gestützt auf das Vertrauen und die Eintracht ihrer Wähler hat sich die Centrumsfraction bei der wechselnden Verschiebung der Parteien als der unerschütterte „feste Thurm“ erwiesen. Wir hoffen zuversichtlich, daß auch jetzt unsere Wähler zu uns stehen, daß sie einen neuen glänzenden Beweis ihrer Eintracht, ihrer unabhängigen Gesinnung, ihrer Pflichttreue geben werden.

Möge an dem Entscheidungstage kein zur Wahl Berechtigter an der Urne fehlen. Gott und Vaterland verlangen es von uns als eine heilige Pflichterfüllung. Vorwärts in enggeschlossenen, vollzähligen Reihen, vorwärts in alter Tüchtigkeit zur Wahl! Vorwärts mit Gott für Wahrheit, Freiheit, Recht!

Berlin, den 14. Januar 1887.

Der Vorstand

der Centrumsfraction des Reichstages in der sechsten Legislaturperiode.
Fhr. v. Aretin. Graf Balleskrein. Graf Bernstorff. Fhr. zu Frankenstein. Fender. Dr. Lieber. Dr. Reichensperger. Graf Waldburg-Zeil. Dr. Windthorst.

Fruchtmarkt der Stadt Speyer vom 18. Januar.

Fruchtorten.	Quantität.	Preis für den Centner.					
		Höchster Preis.	Niedrigster Preis.	Mittelpreis.	Gestiegen.	Gefallen.	
Weizen . . .	0	0 00	0 00	0 00	—	—	—
Korn . . .	40	7 10	7 05	7 07	—	—	03
Gerste . . .	70	8 00	7 50	7 70	—	—	09
Spelz . . .	4	6 20	6 20	6 20	—	—	03
Safer . . .	6	6 00	6 00	6 00	—	—	—

Erscheint wöchentlich einmal und kostet vierteljährlich 80 Pfg., durch den Postboten ins Haus gebracht, 75 Pfg. Inserate, die gespaltene Zeile 20 Pfg. — Man abonnirt bei der Post, bei Fr. Kieberger in Speyer, Aug. Busch in Landau, C. Joffe in Herrheim, Schmidt in Landstuhl, J. Dörner in Kaiserslautern, St. Rast in Eberbach, Ruppert in Zweibrücken.



Kirchen-Kalender.

Sonnt., 30. Jan. Heilig. S. u. Erzb. d. H.
Mont., 31. Petrus Nolasus, Bf.
Dienst., 1. Febr. Ignatius, Bf. u. M.
Mittw., 2. Maria Lichtmesse.
Donnerst., 3. Blasius, Bf. u. M.
Freit., 4. Andreas Corsinus, Bf.
Samst., 5. Agatha, Jungf. u. Mart.

Der christliche Pilger.

Ein katholisches Sonntagsblatt.

Ich würde dem Evangelium nicht glauben, wenn nicht das Ansehen der katholischen Kirche mich dazu bewegte. Augustinus.

Speyer, den 30. Januar 1887.

Aufklärung und Aberglauben.

Beide, sollte man sagen, passen nicht zu einander, und doch kann es nicht in Abrede gestellt werden, daß in unserer Zeit, die sich ihrer Aufklärung und ihres Unglaubens rühmt, der Aberglauben nicht weniger wie in früheren Jahrhunderten im Schwunge ist. Abergläubische Leute findet man in unserm aufgeklärten Jahrhundert noch sehr viele. Wie wird es hier und da noch bei einem Gastmahle ängstlich vermieden, nicht dreizehn Gäste am Tische zu sehen, weil man alsdann glaubt, es müsse einer der Anwesenden bald sterben, und zwar aus dem Grunde, weil Jesus, der mit seinen 12 Jüngern zu Tische gegessen, gestorben ist. Man könnte meiner Meinung nach auch eben so gut glauben, daß einer der Gäste sich aufhängen würde, weil dies Judas gethan, der ja auch zu der Zahl dreizehn gehörte. Wer zählt alle Diejenigen, die heutzutage in zweifelhaften Fällen zu einer Wahrlagerin, einem alten Weibe ihre Zuflucht nehmen, um sich von ihr entweder aus dem Kaffeefas, den Linien der Hand, oder aber aus den Karten den zukünftigen Verlauf der Dinge, sei es nun in einer Erbschaft, einer Heirath, einem Prozesse und dergleichen vorhersagen zu lassen. Es ist doch nicht wohl anzunehmen, daß der liebe Gott, wenn er das zukünftige Glück oder Unglück eines Menschen offenbaren wollte, dies in den Kaffeefas, in die Linien der Hand oder in die Karten hineinlegen, und noch dazu sich einer nichts weniger als frommen Person, eines meist recht verdächtigen alten Weibes bedienen würde. Hat doch Jesus nicht einmal der Mutter der beiden frommen Jünger Johannes und Jacobus, als sie den Herrn bat, diese ihre beiden Söhne, den einen zu seiner Rechten, den andern zu seiner Linken im Himmelreiche sitzen zu lassen, eine bejahende Antwort gegeben.

Was nun die Prophetenstimmen anbelangt, welche sich in manchen Kalendern über das Zukünftige eines im Februar oder August geborenen Kindes, über muthmaßliche Witterung zc. hören lassen, so ist dieses ebensowenig zu glauben, als daß z. B. gewisse Wochentage auf unsere Angelegenheiten Einfluß zu üben vermöchten, und daß ferner sogenannte beehrte und mit dem Teufel im Bunde stehende Leute das Schreckliche und ihrem Mitmenschen Schädliche vollbringen könnten. Doch ist bezüglich der muthmaßlichen Witterung nicht zu leugnen, daß die Gestirne des Himmels, besonders der Mond, dem Landmanne manchen Fingerzeig geben und

einen Einfluß auf die Erde haben. Wie es aber mit dem Wettermachen in den Kalendern manchmal gemacht wird, davon hier ein Bröckchen.

Der Seker eines Kalenders war damit beschäftigt, das Wetter für den Monat December zu setzen. Als er die Worte nicht entziffern konnte, lief er schnell zu seinem Prinzipal, der sich in einer nahen Wirthschaft beim Kartenspielen unterhielt. Der Zufall wollte es, daß, als der Seker den Prinzipal um Auskunft bat, dieser gerade „Donnerwetter“ seinem Mitspieler bezüglich des Spielens zurief, worauf der Seker sich entfernte und nichts Giltigeres zu thun hatte, als „Donnerwetter“ für den Monat December in den Kalender zu setzen.

Abergläubisch und daher sündhaft ist es, wenn man gewissen Gebeten, wie man solche noch häufig, theils auf gedruckten Blättchen in Gebetbüchern, theils in Wohnzimmer auf Kistendeckeln, Thüren und Wänden angeheftet findet, oder der Art ihrer Verrichtung eine unfehlbare Wirkung beilegt. Gewöhnlich beginnen diese Gebete: Wenn Jemand dieses Gebet alle Tage betet, so wird seine arme Seele nicht verloren gehen, oder: Wer dieses Gebet sieben Tage lang betet, und zwar mit Beifügen des Vater unser, am ersten Tage sieben Mal, am zweiten Tage sechs Mal, am dritten Tage fünf Mal u. s. w., der wird vom Fieber befreit werden.

Es ist noch nicht lange her, als mein Weg mich auf einen Jahrmarkt führte, wo auf einem Tische in einer Flasche sich ein sogenanntes Wassermännchen, auch Teufelchen genannt, befand, das von einer einäugigen Weibsperson mit dem Daumen gedrückt wurde, wodurch die Frage auf und nieder flog. Eine Menge Volks umstand das zweifelhafte Weib, welches ab und zu, nachdem viele Umstehende einen Groschen zahlten, Karten an die Neugierigen vertheilte, auf denen das zukünftige Glück schwarz auf weiß gedruckt stand. So oft eine Karte vertheilt wurde, befragte die Einäugige das Wassermännchen. Abergläubische Leute sind schwer oder gar nicht zu curiren.

* Ein Doppelfest des Centrums.

Am 17. Januar beendete der unvergleichliche Führer des Centrums das dritte Vierteljahrhundert seines Lebens. Wenn der Geburtstag Windhorst's seit langen Jahren in den weitesten Kreisen zu Beglückwünschungen und Sympathiebezeugungen Anlaß gegeben hat und gefeiert wurde,

so reicht dies doch nicht im Entferntesten an die großartige Theilnahme heran, welche die diesjährige Geburtstagsfeier der „kleinen Excellenz“ gefunden. Das Telegraphenamt entsandte Boten auf Boten mit Telegrammen an Windthorst. Wagen auf Wagen kamen vorgefahren, schon in den frühen Morgenstunden ließ sich ein zahlreicher Besuch bei dem „kleinen Mannes“ anmelden. Um 11 Uhr begab Windthorst sich in die Abgeordnetenversammlung. Auch hier wurde er von allen Seiten, von seinen Centrumscollegen wie von Seiten der Abgeordneten aller anderen Parteien auf das Herzlichste beglückwünscht. Auf seinem Plaze lag ein prächtiges Blumenbouquet und eine stattliche Anzahl von Telegrammen, Briefen und Karten. — Aus allen Gauen Deutschlands, ja aus dem fernen Amerika waren viele Hunderte von Glückwünschen in Form von Telegrammen, Briefen und Karten, darunter auch solche mit namhaften Beiträgen für das Marienkirchlein zu Hannover, eingegangen. So aus St. Paul in Minnesota (Vereinigte Staaten) mit 111 Dollar.

Gegen 4 Uhr versammelte sich die Centrumsfraction zu einem Festdiner im großen Saale des Hotel de Rome. Der Geburtstags-Jubilär saß auf blumengeschmücktem Sessel in der Mitte der Haupttafel; ihm zur Rechten der Veteran des Centrums, Abg. Dr. Reichensperger, zur Linken der Vorsitzende der Centrumsfraction, Abg. Dr. Frhr. v. Schorlemer-Mst. Gegenüber, ebenfalls auf einem mit Guirlanden umkränzten Sessel, war Dr. Weber, der Dichter von „Dreizehnlinden“, welcher sein 25-jähriges Abgeordnetenjubiläum feierte, placirt. Prachtvolle Blumenkissen, Blumenkörbe und Bouquets schmückten die Tafel an den Plätzen der Gefeierten; ein Blumenkissen von bewundernswerther Schönheit zeigte dem Abgeordneten Dr. Windthorst inmitten prachtvoller Rosen und anderer Blumen, welche die Flora des Südens gespenbet, auf weißem Blumengrunde in duftenden Wellen ausgebrückt die Jahreszahl „75“. Die Atlaschleife dieses Blumenkissens trug die Inschrift: „Die Centrumsfraction des Deutschen Reichstages ihrem ruhmreichen Führer.“ Vor Beginn des Festdiners überreichten noch einige Abgeordnete ihrem gefeierten Führer Adressen, die ihnen aus ihren Wahlkreisen bezw. aus ihrer Heimath zur Uebermittlung an das Geburtstagskind zugesandt waren. Ungeheuer groß war die Zahl der einlaufenden Telegramme. Man kann sagen, daß der eine Telegraphenbote dem anderen die Klinke der Thüre zum Festsaale in die Hand drückte. Von denselben möchten wir nur eins hervorheben. Es stammt von Mitgliedern der Ressource zu Falkenberg in Oberschlesien, die an das donnernde Hoch auf das Geburtstagskind Windthorst das Gelübniß knüpfen: „daß wir am 21. Februar im Verein mit dem ganzen katholischen Volke Deutschlands dem Führer des Centrums jeden Mann auf drei Jahre bewilligen, den er für seine Armee fordert.“ Den Reigen der Toaste eröffnete der Vorsitzende der Centrumsfraction des preussischen Landtages Abg. Dr. Freiherr v. Schorlemer-Mst mit einer kurzen von Herzen kommenden und zu Herzen gehenden Ansprache an den Führer des Centrums. In prächtigen Worten schilderte Freiherr v. Schorlemer die Achtung und Verehrung, die Millionen deutscher Katholiken dem Abg. Dr. Windthorst zollen, in den Hütten der Armen, in den Arbeitswerkstätten, auf den Bauernhöfen, in Schlössern und Palästen, er schilderte, wie sie heute in den Domen und Kirchen, in Kapellen und auf Betchemeln in dem einen Gebete sich einigen: Gott erhalte uns noch recht lange unseren Abg. Dr. Windthorst. Ein kurzer Hinweis auf die Leistungen und Verdienste des Abg. Dr. Windthorst nahm insbesondere auf die jüngsten Ereignisse im Reichstage Bezug, bei deren Entwicklung der Abg. Windthorst in einer hervorragenden Weise theilhaftig gewesen ist. Den Schluß der Ansprache bildete der Ausdruck der Glückwünsche des Centrums und daran anknüpfend das Gelübniß, treu und fest zu seinem Führer zu stehen und alles

aufzuwenden, um das Band zwischen Centrum und seinem ruhmreichen Führer noch fester zu knüpfen, wenn solches überhaupt möglich sei. „Sie sind — wandte Frhr. v. Schorlemer sich an Dr. Windthorst — stark durch die Centrumsfraction geworden, und die Centrumsfraction ist stark durch Sie geworden. Gott erhalte und schütze uns noch recht lange unseren ruhmreichen Führer!“ Kurze Zeit darauf ergriff der Geburtstags-Jubilär Dr. Windthorst das Wort, um den Abgeordneten Jubilär Dr. Weber (Hörter) zu feiern als den Abgeordneten des Centrums und als den Dichter des Centrums, als den Dichter, der christlich denkend und christlich fühlend, das deutsche Wesen in seiner ganzen Tiefe in dem herrlichen Sang von „Dreizehnlinden“ erfaßt und geschildert hat. Nach einer Reihe von anderer Seite ausgebrachter Toaste erhob sich Dr. Windthorst, um für die ihm zu Theil gewordene Ovationen seinen Dank auszusprechen. Er bemerkte u. A., daß aus Bayern, das bei der Speculation des Fürsten Bismarck auf eine Sprengung des Centrums vorzugsweise in Betracht gezogen ist, ihm heute mindestens vier Mal so viel Telegramme zugekommen seien, als früher. Der Hauptgedanke der Rede des verehrten Centrumsführers gipfelte in der Betonung der Einigkeit, die dem Centrum seine Kraft gebe. Diese Einigkeit rühre daher, daß das Centrum auf dem Boden des positiven Christenthums stehe, während die anderen Parteien eine solche gemeinsame Grundlage nicht besitzen. An den Dank für die Beglückwünschungen seitens der Polen und seiner engeren hannoverschen Landsleute knüpfte Windthorst seinen Dank für die Gratulationen, die ihm die Damen haben zukommen lassen. Wenn die schöne Hälfte des Menschengeschlechts, die Damen, uns helfen, dann meinte er, ist uns der Sieg gewiß.

Ein schöneres Fest, als wie die Doppelfeier am 17. ds. dürfte das Centrum kaum jemals gefeiert haben und kaum jemals wieder feiern. Das ist das Gesamturtheil aller Theilnehmer.

Dr. Windthorst erließ folgende Erklärung: Zu meinem Geburtstage sind mir wieder so viele Hunderte von Telegrammen, Briefen, Blumenpenden und anderen Beweisen der ungeminderten Theilnahme von allen Seiten zugegangen, daß es mir bei dem Drang meiner sonstigen Obliegenheiten zu meinem schmerzlichsten Bedauern ganz unmöglich ist, für jeden einzelnen Glückwunsch insbesondere zu danken. Ich bitte deshalb auch in diesem Jahre meinen eben so herzlichen, als ganz verbindlichsten Dank öffentlich und Allen zugleich abstellen zu dürfen. Derselbe ist um so viel inniger, je freundlicher sich mit den Glückwünschen fast überall die anerkennendsten Zustimmung zu meinem Verhalten im politischen Mandat und die ergreifendsten Versicherungen vereinigt haben, daß nichts und Niemand auf der Welt im Stande sein werde, mich von den Freunden oder diese von mir loszureißen. In meinem Theil lege ich abermals gern das Versprechen ab, daß ich, durch keine Anfechtung erschüttert, auf dem mir anvertrauten Plaz ausharren und alle meine Kraft der großen Sache, für die wir arbeiten, so lange widmen werde, als nicht der Herr über Leben und Tod ein Ende machen will. Besonderen Dank statte ich denen ab, welche den Anlaß meines Geburtstages benützten, um mir größere und kleinere Beiträge zum Bau einer zweiten katholischen Kirche in Hannover zur Verfügung zu stellen. Indem ich dieses Lieblingkind meiner Wünsche dem fortgesetzten Wohlwollen aller meiner verehrten Freunde recht angelegentlich empfehle, bitte ich Gott, daß er den gütigen Gebern lohne, was ich ihnen auf andere Weise nicht vergelten kann. Berlin, 22. Januar 1887. Dr. Windthorst.

Ein Opernsänger.

Kürzlich starb in einem Trappistenkloster in Kentucky, Nordamerika, der einst sehr berühmte Opernsänger Collier. Ueber ihn berichtete der „Louisviller Anzeiger“: Der Verstorbene hat ein sehr bewegtes Leben geführt. Als erster Bassist an der großen Oper in Paris angestellt, zog er sich den Haß Napoleons III. durch seine radikalen Gesinnungen zu und wurde wegen eines von ihm verfaßten und componirten Revolutionsliedes ausgewiesen. Aus der Kirche war er schon vorher als radikaler Freidenker ausgetreten. Er kam nach den Vereinigten Staaten, wo er Mitglied der französischen Oper in New-Orleans und wegen seiner außerordentlichen Gesangsleistungen ein Liebling des Publikums wurde. Da starb seine Gattin, ihm eine Tochter und einen Sohn hinterlassend. Obgleich dieselbe Protestantin war, nahm sie ihm auf dem Todtenbette das Versprechen ab, die Tochter der Obfolge der Schwestern irgend eines religiösen Ordens zu übergeben. Er brachte deshalb die kleine Tochter nach einem in der Nähe von Newport, Kentucky, gelegenen Kloster zur Erziehung, wobei er der Mutter Superiorin seinen Lebenslauf erzählte. Als diese, die ihn im Kloster umherführte, gewahrte, daß er beim Eintritt in die Kapelle gleichsam unbewußt seine Hand in das Weihwasser tauchte und das Zeichen des Kreuzes machte, rief sie nach seiner Entfernung die Nonnen um sich, erzählte ihnen die Lebensgeschichte des Mannes und forderte sie auf, für seine baldige Rückkehr zur Kirche zu beten. Viele Jahre nachher trat seine Tochter in den Ordensstand und vor längerer Zeit starb sie. Um diese Zeit jedoch hatte Collier dem Trappistenkloster „Gethsemane“ einen Besuch mit seinem Sohne, welcher dasselbe zu sehen wünschte, abgestattet. Als er es verließ, sagte der Abt zu ihm: „Kein Gebewohl, sondern auf Wiedersehen, Sie werden eines Tages zu uns zurückkehren.“ Inzwischen gab Collier Gesangsunterricht in Cincinnati, Washington und Louisville. Die ihn als Sänger gehört, mußten anerkennen, daß es nur wenige seinesgleichen gebe. Mit dem Feuer, mit welchem er die „Marseillaise“ sang, hatten sie dieselbe nie zuvor gehört. Die Prophezeiung des Abtes sollte aber in Erfüllung gehen und Collier war seit vielen Jahren für die Welt ein Bersichollener. Er beabsichtigte nicht, bei seinem Besuche des Trappistenklosters, dessen Ordensregeln bekanntlich die strengsten von allen religiösen Orden sind, dessen Mitglieder zu ewigem Schweigen verpflichtet sind, als Mönch einzutreten, er wollte sich vielmehr nur aus der Welt zurückziehen und den Frieden und die Ruhe, die dasselbe ihm bot, genießen. Er wurde auch nur als Gast angesehen und wegen seiner schwachen Gesundheit von einigen der strengsten Ordensregeln entbunden.

Ein Stücklein vom Schultheiß von Buchenhausen.

Vor seinem Schreibtisch saß der Schultheiß von Buchenhausen und machte ein gar mürrisches Gesicht. Es hatte nach langer Trockenheit ein paar Tage lang geregnet; heute war wieder schön Wetter, und alle Pflüge und Eggen des Dorfes waren in Bewegung, denn schon stand Georgi vor der Thüre und noch war man ziemlich weit mit der Saat zurück; deshalb benötigte jeder Bauersmann den günstigen Tag, und draußen auf den Feldern hörte man kaum mehr die Lerche vorlauter: Hottüh! Har Bläß! Hott, hott — oha! Der Schultheiß aber hatte Amtstag, und was ihn noch weit mehr ärgerte: der Feldweibel stand vor ihm und hatte eine Klage vorgebracht gegen den Hankenbauer und wollte Bescheid haben, weil die Sache pressire. Der Feldweibel war eigentlich auch ein Bauer, aber Soldat gewesen und hätte es fast zum Feldweibel gebracht, weshalb ihn die Leute so nannten, weil sie wußten, daß ihn dies ärgerte.

Der Feldweibel war nämlich ein gar hoffärtiger und troziger Mensch und hielt sich für geschickter als alle Bauern im Ort und in der Umgegend, ja er wagte sich mit seinen Disputirkünsten sogar an den Herrn Lehrer und wußte überhaupt alles besser als andere Leute. Der Feldweibel behauptete, des Hankenbauers Knecht sei ihm über die Wiese gefahren und habe ihm die zwei Fuder Mist daselbst ganz verfahren und dazu noch einen Marktpfahl umgefahren; auch sei hiebei seiner Schwester Kind in Lebensgefahr gerathen und fast gar unter das Rad gekommen; der Knecht habe dies aber ganz sicher auf Anstiften seines Bauern gethan, den er — der Feldweibel — überdies noch wegen Injurien verklagt haben wolle, weil er ihn — den Feldweibel — Feldweibel geheizen habe. — Da Tags vorher noch keine Aussicht auf gut Wetter war, so hatte der Schultheiß die drei Betheiligten auf heute vorladen lassen, d. h. zu sich beßelt, und jetzt, so der Himmel so blau aussah und die Sonne so herrlich strahlte, daß es jedem Gräschen und Mänschen wohler war als je — jetzt sollte er da herrschen und amten.

„Hör' Martin“, sagte er zu dem Feldweibel, „laß Dein Klagen bleiben; ich will dem Hankenbauern sagen, daß er Dir den Mist wieder zusammen tragen und einen neuen Marktpfahl setzen lasse, und dem Kind ist ja nichts geschehen.“

„Ich thu's nit, und gestraft muß er mir werden!“ rief der Feldweibel aufbrausend aus.

„Sei zufrieden, Martin, wer wird denn bei dem schönen Wetter klagen und processiren? geh' auf Deinen Acker hinaus, s' ist geschickter; ich sollt' schon längst hinaus sein; es ist wahrhaftig Sünd' und Schade, bei so einem Wetter zu amten.“

„Dafür seid Ihr Schultheiß, und ich thu's nit anders — gestraft muß er mir werden!“

„Nun, wenn's nit anders sein soll, so gehe in's Aukuts Namen hinaus und laß mir die Zwei hereinkommen.“

Der Feldweibel verließ das Amtszimmer, zugleich Wohnstube des Schultheiß, und es traten nun der Hankenbauer und sein Knecht herein.

„Was hast denn für Dummheiten getrieben?“ fuhr der Schultheiß den Knecht etwas barsch an, so daß dieser in der Verlegenheit kein Wort vorzubringen wußte.

„Schultes“, nahm der Hankenbauer das Wort, „die Sach' ist so: der Valentin ist noch nicht lang bei mir und ist, scheint's, nicht oft mit Kühen gefahren; da haben sie eben den Schwanz in die Höhe gestellt und sind mit sammt dem Wagen durchgegangen. Er kann nichts dafür, die Schädle ist ein gar wunderliches Stückle Vieh, man muß sie kennen und flattiren können.“

„So, so ist's? Ja, aber 's ist doch fatal; hat den Pfahl umgefahren, den Mist auseinander gerissen, und 's hätt' noch schlimmer gehen können. Ein anderer Marktpfahl muß gesetzt werden und der Misthaufen wieder in Ordnung kommen.“

„Ha, das weiß ich wohl und hab's dem Haspelinnus auch gleich sagen lassen; aber er hat eben pardu klagen wollen, und jetzt bringt uns der Kerl um den schönsten Vormittag.“

„Nun, wird nicht allzulang dauern die Sach'. — Martin!“

Der Gernufene trat wieder ein. „Hör' die Sach' ist anders“, begann der Schultheiß; „der Valentin kann nichts dafür, und der Hankenbauer hat Dir ja den Schaden ersetzen wollen und will's noch; also trollt Euch mit einander; so, die Hand d'rauf, es soll vergessen sein; und kommt mir nicht bald wieder.“

„Und ich thu's nit!“ rief der Feldweibel wieder aus, „es ist eine abgemachte Sach', und der Hankenbauer hat mich beleidigt und verschimpft, und mit Fleiß ist's geschehen, ich weiß ganz gewiß, und Justiz will ich haben, anders thu' ich's nicht! Das wär' mir ein schönes Amt, wo man nicht einmal Justiz bekommt!“

Der Schultheiß hatte während diesen Worten den Sprecher immer schärfer angeblickt, und ein paarmal mit den Mundwinkeln geuckt, ein sicheres Zeichen, daß er böse wurde. „Justiz willst Du haben?“ sagte er dann gelassen. — „Du sollst sie haben, aber nicht jetzt.“ — „Was!“ rief der Feldwebel, „heute nicht?! Ist mir das auch ein Amt . . .“

Guidh! that der Schultheiß einen Pfiff, worauf der Büttel eintrat: Da, gib dem Flegel Quartier!“ sagte er zu diesem. Aber der Feldwebel wehrte sich mit Händen und Füßen und fluchte wie ein Heide: „Schon recht, schon recht“, sagte er endlich in größter Wuth; „beim Oberamt drin und beim Oberamtsgericht werd' ich mir Justiz zu verschaffen wissen.“ — Da richtete sich der alte Schultheiß, ein starker, kräftiger Mann, hoch auf; seine Augen funkelten, und die Ader über seiner Stirne schwoß hoch an. Er faßte den Feldwebel fest bei der Brust: „So, jetzt sollst Du Justiz haben! Euch andere brauch' ich nicht dazu“, sprach er, indem er dem Büttel und den beiden Verklagten einen bezeichnenden Blick zuwarf, so daß diese die Stube verließen. „Also Justiz willst Du haben? Vom Oberamt oder Oberamtsgericht?! Steh, wenn Du nicht ein Laushub wärest, so müßtest Du wissen, daß in den dreißig Jahren, die ich jetzt Schultheiß in Buchenhausen bin, noch nicht einmal ein Buchenhausener wegen Sachen, die ich ausmachen kann, vor's Amt gekommen ist; glaubst Du, ich werde Dich den Anfang machen lassen, Du miserabler Gesell?! Kein Mensch im Ort ist sicher vor Deinem losen Maul und Deinem bössartigen Wesen, und es freut mich, daß ich endlich einmal Gelegenheit habe, Dir meine Meinung zu sagen. Du willst vor Gericht und dort Justiz begehren? Steh, da hast Du sie!“ Und zwei tüchtige Maulschellen klatzten durch das Zimmer. „Das ist eine Abschlagszahlung“, fuhr der Schultheiß jetzt ganz ruhig und gelassen weiter; „dafür aber, daß Du mich unnöthigerweise um die Zeit gebracht hast, mich und den Hankenbauer, das der ruhigste Bürger im Ort ist, dafür sollst Du auch noch Justiz bekommen, und für die Verschimpfung meines Amtes gleichfalls, mehr als Dir lieb sein wird — wenn Du Dich nicht augenblicklich mit Deiner Klage zum Kukuk schereest.“

Der Schultheiß hatte bisher den Feldwebel noch immer fest am Brusttuch gefaßt; jetzt ließ er ihn los und ging an den Tisch, wo er sich eine Feder betrachtete. Der Feldwebel war ganz verblüfft; er wußte zwar wohl, daß der Schultheiß nicht viel Federlesens zu machen pflegte, aber auf solche Weise hatte er doch noch nie anten sehen; er wußte gar nicht, was er thun sollte. Der Schultheiß ließ ihm aber nicht viel Zeit zum Besinnen; Guidh! stand der Büttel da und erhielt den Auftrag, die beiden Verklagten wieder hereinkommen zu lassen. „Hankenbauer“, sprach er, „die Sach' ist abgemacht; Du läßt einen neuen Markspahl setzen und schickst dem Bärbele ein Stück Osterfladen und einen Eierdatsch, für den Schrecken, den es ausgestanden, und läßt den Valentin erst fahren lernen, ehe Du ihn wieder fahren lässest, und der Martin nimmt seine Klage zurück. So, gebt einander die Hand d'rauf, daß alles aus und vorbei sein soll. Und jetzt wollen wir auch nan's auf's Feld; 's ist, bei Gott, 'ne Sünd', bei so schönem Wetter zu faulenz.“ Während dieser Rede hatte der Schultheiß die Hand des Feldwebels in die des Hankenbauers gelegt, und hierauf verließen alle vier die Wohn- und Amtsstube, nachdem der Schultheiß noch dem Büttel aufgetragen, dem Amtsboten den Bericht an's Oberamt, den er diesen Vormittag zu Wege gebracht, zu übergeben. „Es sind halt doch praktische Pflüger“, die flandrischen“, sagte er vor dem Hause zu Martin und Hankenbauern, indem er den vorgeführten neuen Pflug wohlgefällig betrachtete. „Es wundert mich, daß Du nicht schon längst einen angeschafft hast“, wandte er sich zu Martin, „bist doch sonst überall vornedran, wenn es sich um zweckmäßige Verbesserungen handelt. Dem Hankenbauer

will ich's nicht zumuthen, der macht's eben, wie's sein Vater gemacht hat.“

Eine Viertelstunde später stand der Schultheiß hinter seinem Pflug, und: Hottü! Störr! tönte seine kräftige Stimme über das Feld hin; der Hankenbauer und sein Knecht eggten, und der Martin betrachtete seinen auseinandergefahrenen Misthaufen: „Ha, 's ist zwar einerlei, morgen muß ich's doch auseinanderwerfen“, sprach er vor sich hin, „und 's ist eigentlich noch gut gegangen, 's ist nichts mit ihm zu gewinnen, der Oberamtmann hält zu viel auf ihn, da hätt' ich den Teufel bei seiner Mutter verklagt. Was das Bärbele 'ne Freud haben wird!“

Neues aus Kirche und Welt.

* **Rom.** In allen Diöcesen Italiens gibt sich eine außerordentlich lebhafte Bewegung kund zur Vorbereitung der Feier des goldenen Priester-Jubiläums Leo's XIII. Fast alle italienischen Bischöfe haben Hirtenbriefe an ihre Diöcesanen erlassen, in welchen sie Vorschläge zur würdigen Begehung des Ehrentages Sr. Heiligkeit machen. Fast täglich kommen in der ewigen Stadt Nachrichten aus den entferntesten Ländern der Erde an, in denen man sich gleichfalls anschickt, alles anzubieten, um das Fest zu einem der glänzendsten zu gestalten, das je zu Ehren des Papstthums gefeiert worden ist. Ganz besonders großartig und einzig in ihrer Art verspricht die vaticanische Ausstellung zu werden. China und Japan, die Inseln der Südsee und des Stillen Oceans, die eingeborenen der jüngsten Missionen in Central-Afrika und Südamerika werden das Beste entsenden, was ihr Gewerbestreben erzeugt. Die literarischen Gaben aus allen Ländern werden nach allem, was bis jetzt hier bekannt geworden, eine unschätzbare Bibliothek ausmachen. Amerika wird mit Europa um die Palme in der Literatur und Typographie ringen durch die Herausgabe des Lebens Leo's von D'Geilly in allen civilisirten Sprachen; gerade eben kommt auch die Nachricht, daß Belgien ein „goldenes Buch“, aus der Feder des durch sein culturhistorisches Werk: „Les origines de la civilisation moderne“ (Die Anfänge der modernen Civilisation) berühmt gewordenen Professors Kurth an der Universität zu Lüttich, dem hl. Vater zu Füßen legen wird. Es wird die Acten Leo's XIII. enthalten und ihn darstellen als Lehrer und Vertheidiger der christlichen Wahrheit, als Förderer der wissenschaftlichen Studien und des Fortschrittes auf allen Gebieten menschlichen Könnens. Gestern versammelten sich hier die Rectoren und Superioren der Collegien der verschiedenen Nationen bei dem Cardinal-Bicar Parocchi, um sich über die Organisation einer sogenannten „Accademia polyglotta“, eines großen Sprachenfestes zur Feier des Papst-Jubiläums zu berathen. Da jede große Nation hier ihr Collegium hat, außerdem ist der Propaganda und in den Klöstern ein großer Theil aller lebenden Sprachen vertreten ist, so wird diese Akademie sich zu einer ungewöhnlich interessanten gestalten. — Wie die Blätter berichten, wird demnächst auch bereits ein Gratulant in Rom eintreffen, und zwar der armenische Patriarch Azarian aus Konstantinopel, der im Namen des Sultans erscheint und ein glänzendes Geschenk, einen kostbaren Bischofsring, überbringen wird. Der Sultan wird also wohl der erste Fürst sein, der dem Papste seine Glückwünsche übersendet. In der Türkei hat freilich die katholische Kirche unter der Herrschaft des „Erbfeindes der Christenheit“ auch die größte Freiheit, mehr fast als in Italien unter katholischer Dynastie.

* **Rom.** Die Jöglinge des Römischen Seminars haben den General-Bicar gebeten, dem hl. Vater ihren Wunsch vorzutragen, zur Feier seines Jubiläums im Vatican ein Denkmal zu Ehren des hl. Thomas von Aquin zu errichten. Nachdem der hl. Vater seine Zustimmung erteilt, hat sich ein Comité zur Ausführung des Planes gebildet, mit Cardinal Parocchi als Präsidenten und Monsignore Catini, dem Rector des Römischen Seminars

als Vizepräsidenten. — Der Verein der „Verehrer der heiligen Märtyrer“ hat am 18. d. das Fest der cathedra St. Petri in den Katakomben von Ostiano gefeiert. Monsignore d'Hulst celebrierte die hl. Messe und hielt eine Homilie. Später gab Hr. de Rossi eine interessante Konferenz über diese Katakomben, deren Entdeckung einem seiner Schüler, Hrn. Armellini, und Monsignore Costarosa zu verdanken ist. — Die sogenannte italienische katholische Kirche auf der Piazza Vittoria Emmanuele, die vor vier Jahren eröffnet wurde, und von der man sich in gewissen Kreisen große Erfolge versprach, hat ihren Dienst einstellen müssen. Schon vor einiger Zeit theilte man mit, daß zuerst eine ihrer Hauptstützen, Monsignore Savarese, reumüthig zur Kirche zurückkehrte, und daß ihm bald vier Lehrer der mit der genannten Kirche verbundenen Schule folgten; nun soll auch das amerikanische Geld protestantischer Missions-Gesellschaften ausgeblieben sein, und es blieb daher nichts anderes übrig, als Kirche und Schule zu schließen.

* **Würzburg.** Pariser Blätter bringen aus Rom die Nachricht, daß Professor Gettinger zum Cardinal ernannt werden soll.

* **Wien.** Ein bejahrtes Paar in Gumpendorf, das bisher von seiner einzigen Tochter erhalten ward, sah sich vor etlichen Tagen am Ende seiner Hilfsmittel. Die Tochter, welche Buchhalterin in einem Papiergeschäft der inneren Stadt gewesen war, hatte ihren Posten verloren, da das Geschäft aufgehoben wurde, und besaß keine Mittel mehr, ihren Eltern Nahrung und Steinkohlen zu beschaffen. Ihr langes, schweres Haar hatte sie zu dem Zwecke schon einem Friseur verkauft und nun wußte sie in der Verzweiflung nicht, wie sie helfen sollte. Da fiel ihr ein, daß Jemand ihr gesagt hatte, ein berühmter Zahnarzt in Wien, der zugleich Zahntechniker ist, bezahle für jeden gesunden Vorderzahn 30 fl., vorausgesetzt, daß er ihn selber ausziehen dürfe. Sie hat wunderschöne Zähne, ging also zu ihm hin, und als der Mann hörte, aus welchem Grunde sie das Opfer bringen wollte, war er bis zu Thränen gerührt. Er ließ sie im Besitz ihrer schönen Zähne, machte ihr ein Geschenk von 100 fl., mit welchen das Herz voll Freude, sie zu ihren Eltern lief. Doch nicht genug damit. Nach ein paar Tagen erschien der Arzt bei diesen, bat sie um die Hand der Tochter, indem er sagte, ein solches Kleinod opferwilliger Liebe wolle er sich nicht entgehen lassen. Binnen kurzer Zeit wird die Trauung in der Gumpendorfer Kirche stattfinden.

R. Lyon. Ein entsetzlicher Frevel war in der hl. Christnacht zu Lyon geplant, wie der Pariser „Pilger“ erzählt. Dort erblickte ein Polizeisoldat während der hl. Christmette in einer Kirche unter dem Weihwasserbecken eine brennende Zündschnur. Die Zündschnur stand in Verbindung mit einer Bombe, und es war zu befürchten, daß dieselbe jeden Augenblick explodiren werde. Der Entschlossenheit und Mannhaftigkeit des Polizeibieners ist es zu danken, daß die Explosion verhindert wurde, und Gläubige und Kirche vor Tod und Verderben bewahrt blieben. Die Bombe wurde einem Chemiker zur Untersuchung übergeben, und da fand es sich, daß sie mit einem Pulver von ganz ungewöhnlicher Gewalt geladen war, und obendrein war sie mit Nägeln und Bleistücken angefüllt, welche eine unbeschreibliche Verwüstung angerichtet hätten, falls die Bombe zum Plagen gekommen wäre. — Solchergestalt ist die Liebe womit mancherorts die Menschen dem lieben Heiland den Empfang bereiten! „Herr verzeih' ihnen!“

* **China.** In verschiedenen Theilen des Reiches haben die kaiserlichen Behörden Proclamationen erlassen, in welchen das Volk aufgefordert wird, mit den christlichen Missionären und den zum Christenthum Uebergetretenen in Frieden zu leben, denn die christliche Religion lehre die Menschen, recht zu thun, und dieselbe solle daher respectirt werden.

Diöcesanachrichten.

* **Speyer.** Die Pfarrei Gleisweiler wurde dem Pfarrer Peter Helfer in Rubenheim verliehen.

Gebetsverhörungen. Dank der Fürbitte der hl. Mutter Gottes von der immerwährenden Hilfe, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und den armen Seelen, in einem sehr großen Anliegen. A. S.

— Dem hl. Herzen Jesu und seiner hochgebenedeiten Mutter Maria tausend Dank für Erhörung bei einer Krankheit.

Politische Rundschau.

* **Speyer, 25. Januar.**

Die **Centrumpartei in der Pfalz** hat folgende Herren als Candidaten für die Reichstagswahl aufgestellt: Wahlkreis Zweibrücken-Birmasens Bürgermeister Heinrich in St. Ingbert; Homburg-Kusel Dekan Hammer in Wolfstein; Landau-Neustadt Rechtsanwalt Dr. Rugler in Landau; Speyer-Frankenthal Doctor Julius Siben, Gutsbesitzer in Deidesheim; Germersheim-Bergzabern Professor Dr. Schädler in Landau; Kaiserslautern-Kirchheimbolanden Gutsbesitzer Grohe in Hambach (d. h. in diesem Wahlkreise tritt die Centrumpartei so gleich in erster Abstimmung für den Candidaten der Demokratie ein). Die betreffenden Herren haben die Candidatur angenommen, Sache der Partei und der Gesinnungsgenossen ist es nun, mit aller Kraft für sie einzutreten.

Der Wahlauftritt der Centrumpartei, den wir in unserer letzten Nummer veröffentlicht haben, ist in kerniger entschiedener Sprache abgefaßt und bemerkt mit Recht, daß die Centrumsfraktion nicht nothwendig habe, „in dem entbrennenden Wahlkampfe ihr Programm noch erst zu entwickeln. Es ist das alte, wofür in sechs Wahlen Millionen von Wählern ihre Stimme abgegeben haben.“ Wie selbstverständlich, wird an erster Stelle die Erklämpfung voller Freiheit und Selbstständigkeit der Kirche betont; das Centrum wird nicht ruhen, bis es dieselbe errungen hat, und dabei darf es versichert sein, daß das katholische Volk stets in geschlossener Reihe hinter ihm stehen wird. Hohe Befriedigung und Beruhigung wird die Stelle erregt haben, wo es heißt, das Centrum werden allen absolutistischen Regungen, welche darauf hinauslaufen, die mühsam errungenen Gerechtsame des Volkes den Regierungen auszuliefern, unzugänglich bleiben, und jedem Versuche, die verfassungsmäßigen Rechte des Volkes zu schmälern, unbeugsamen Widerstand entgegenstellen. Dieser Punkt ist von besonderer Wichtigkeit, denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß, wenn der neue Reichstag eine mittelparteiliche Mehrheit aufweisen würde, es um die kümmerlichen Rechte des Volkes, namentlich um das allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht und das jährliche Budgetrecht bald geschehen wäre. Dann bekämen wir alsbald Klassenwahl, welche Hunderttausende vom Wahlrecht ausschloße, Monopolwirtschaft, unbeschränkte Militärausgaben — kurzum: die Freiheit des Volkes würde dann vollständig zu Grabe getragen.

Weiter betont das Centrum sein Drängen auf Sparsamkeit in den Militärausgaben, sowie seinen Widerstand gegen Steuerprojekte, welche nur eine Vermehrung, nicht aber eine gerechtere Vertheilung der Lasten zur Folge haben würden. Wie seither, werde es auch in Zukunft den Monopolen aufs Entschiedenste entgegentreten. Es wird dann namentlich noch auf die Bestrebungen des Centrums im Interesse der Landwirtschaft, wie des Handwerker- und des Arbeiterstandes aufmerksam gemacht und zugesichert, daß dieselben auch in Zukunft mit allem Nachdruck geltend gemacht werden sollen. Schließlich wird auf den Ernst der Lage, sowie darauf hingewiesen, daß von dem Ausfall der Wahlen nicht nur der Fortgang der Gesetzgebung während der nächsten drei Jahre, sondern die ganze Zukunft unseres Verfassungslebens abhängt, und endlich der Zuversicht Ausdruck gegeben, daß auch jetzt die Wähler treu zum Centrum stehen werden.

Gewiß werden sie das, denn wo könnten sie eine bessere und entschiedener Vertretung ihrer Rechte finden, als beim Centrum, diesem festen, unüberwindlichen Thurm, an dem alle Anschläge der Gegner zu Schanden werden. Darum werden die katholischen Wähler am 21. Februar in festen, geschlossenen Reihen und in möglichst großer Zahl zur Wahlurne ziehen, getreu dem Wahlsprüche des Centrums: „Vorwärts mit Gott für Wahrheit, Freiheit, Recht!“

Um was handelt es sich bei den bevorstehenden Reichstagswahlen? Die Anhänger Bismarck's sagen, es handle sich um Krieg und Frieden, es handle sich um die Wehrkraft oder Wehrlosigkeit des Vaterlandes. Ist das richtig? Antwort: Nein. Denn die Mehrheit des Reichstages, Centrum, Fortschritt und Demokraten, haben der Regierung Alles bewilligt, was diese für den Fall eines demnächst ausbrechenden Krieges für nothwendig erachtete. Nur haben sie es nicht gleich auf sieben Jahre bewilligt, sondern nur auf drei. Warum das? Sie haben gedacht: Wenn nach drei Jahren die Kriegsgefahr vorüber ist, dann können wir das Bewilligte wieder zurückziehen und sparen den Steuerzahlern die weiteren vier Jahre so und sovieler Millionen. Besteht aber nach drei Jahren die Kriegsgefahr noch, dann ist es immer noch Zeit, weitere Bewilligungen zu machen. Wohl sagt die Regierung, ich brauche sieben Jahre, um die neuen Einrichtungen im Heerwesen durchzuführen, drei Jahre sind zu diesem Zwecke ungenügend. Die Opposition aber sagt: Das glauben wir nicht, denn wir sehen, daß die Regierungen anderer großen Staaten sich jedes Jahr auf's Neue die nothwendigen Gelder für's Militär von der Volksvertretung bewilligen lassen, und dennoch leidet die Schlagfertigkeit ihrer Heere nicht darunter. So hat die Reichstagsmehrheit gedacht und darnach hat sie gehandelt und hat damit hinreichend gesorgt für den Schutz des Vaterlandes und hat zugleich die Rechte der Volksvertretung gewahrt.

Es ist darum unwahr, wenn der national-liberale Wahlausruf behauptet, die Mehrheit des Reichstages sei nur in der Verneinung einig gewesen. Denn diese Mehrheit hat ja die volle von der Regierung geforderte Mannschafsziffer von 468,409 Mann bewilligt. Unwahr ist, was der Wahlausruf der Conservativen sagt, daß die Wehrkraft des deutschen Reiches auf dem Spiele stehe; denn es handelt sich ja nur um drei oder sieben Jahre (Triennat oder Septennat). Verwerflich ist insbesondere, daß der genannte Wahlausruf auch die Person des Kaisers in die Wahldebatte hereinzerrt. Denn Niemand kann den Reichstagsabgeordneten von der Pflicht entbinden, nach seinem Gewissen zu stimmen, sowie er es für das Wohl und die Rechte des Landes und Volkes für zuträglich erachtet. Wenn für die Abstimmung der Abgeordneten eine Auctorität, und wäre es auch die höchste, maßgebend sein sollte, dann bräuchten wir keinen Reichstag. Das stärkste leistet der Wahlausruf der Freiconservativen oder der Reichspartei, er steht noch unter dem der Nationalliberalen. „Der Ausfall der Wahlen bedeutet Krieg oder Frieden“, so lügt er den Wählern vor, „denn das gewichtige und hochernste Wort unseres Feldmarschalls Moltke: wird die Forderung der Regierung abgelehnt, so haben wir den Krieg ganz sicher, läßt sich nicht deuteln oder wegleugnen.“ In frechster Weise wird hier mit dem Namen Moltke Mißbrauch getrieben. Denn was hat Graf Moltke im Reichstag gesagt? Folgendes: „Würde die Forderung der Regierung abgelehnt, dann glaube ich, haben wir den Krieg ganz sicher. Es ist ja nun erfreulich, und wird seine Wirkung nach Außen nicht verfehlen, daß von den großen Parteien dieses Hauses keine ist, welche ungeachtet mancher verschiedenen Ansichten in inneren Angelegenheiten der Regierung die Mittel verweigert, welche sie nach gewissenhafter Erwägung zur Vertheidigung nach Außen fordert; nur über die Zeitdauer der Bewilligung sind die Ansichten sehr verschieden.“

Also gerade das Gegentheil von dem, was der freiconservative Ausruf behauptet, hat Moltke gesagt. Wenn solche Verdrehungen schon in officiellen Actenstücken der Partei vorkommen, dann kann man sich denken, was die Presse einer solchen Partei leistet.

Auch auf Stimmenfang bei den Katholiken geht der Mischmasch der drei regierungsfreundlichen Parteien aus. Da wird dem katholischen Wähler erzählt, wie der Kulturkampf zu Ende sei, welches schöne Verhältniß zwischen Berlin und Rom herrsche, was für ein Bösewicht der „Welfe“ Windthorst sei und dergleichen mehr. Es müssen schon rechte Simpel sein, welche sich damit auf die Weimruthe des mittelparteilichen Mischmaschs locken lassen. Will der katholische Wähler wissen, welche Deute ihm die süßen Flötenöne vorblasen, so sehe er nur genauer nach, und er wird finden, daß sie und ihre Gesinnungsgenossen zusammengetreten sind zu dem sogenannten „Evangelischen Bund“, welcher den Kampf gegen die katholische Kirche bis zu ihrer Vernichtung auf seine Fahne geschrieben hat. Im Oktober vorigen Jahres waren die grimmigsten Katholikenfresser in Erfurt zur Vorbesprechung zusammengetreten, kürzlich nun haben sie in allen mittelparteilichen Blättern ihren Ausruf losgelassen: „In die weitesten Kreise hinein die Ueberzeugung zu tragen, daß, wie auf der Reformation Deutschlands Kraft und Größe beruht, so auch seine Zukunft an der Bewahrung jener Güter (der Reformation) und dem schließlichen vollen Siege des Evangeliums (soll heißen: des Protestantismus) hängt.“ Das ist nur ein Satz aus dem langen von Schmähungen und Haß gegen die katholische Kirche strotzenden Schriftstück.

Es handelt sich also bei den nächsten Reichstagswahlen nicht um Krieg oder Frieden, nicht um die Wehrkraft oder Wehrlosigkeit des Vaterlandes, sondern um die Verfassung des Reiches und um das Recht des Volkes, auf Grund der Verfassung die ihm gebührende Stellung in der Regierung des Reiches einzunehmen. Von den nächsten Reichstagswahlen hängt „die ganze Zukunft unseres Verfassungslebens“ ab, sagt der Wahlausruf des Centrums. Das ist so gemeint: Bekommen im Reichstage die Anhänger Bismarck's, die Fasager, die Mehrheit, dann bewilligen sie der Regierung nicht nur das Septennat, so daß der Reichstag in dieser Sache auf sieben Jahre den Mund zu halten hat, sondern sie bewilligen auch die von der Regierung so sehnlichst gewünschten Monopole: Tabaksmopol und Brauweinmonopol. Der Finanzminister hat vor Kurzem in der preuß. Abgeordnetenversammlung es indirect verrathen, daß die Monopolprojekte noch lange nicht aufgegeben sind, sondern bei nächster Gelegenheit wieder aufs Tapet gebracht werden. Haben wir aber einmal die Monopole, dann hat die Regierung hunderte von Millionen zu ihrer Verfügung, braucht den Reichstag für die jährlichen Geldbewilligungen nicht mehr so nothwendig wie bisher, ist vom Reichstag unabhängiger, und der Reichstag hat seine Bedeutung als Vertretung des Volkes verloren. Seine Rechte, wie sie durch die Verfassung garantirt sind, bestehen dann zwar noch formell, aber thatsächlich sind sie abgeschafft. Kame dazu noch die geplante Schmälerung des Wahlrechtes, dann könnte das Volk sich schlafen legen.

Es werden die gehässigsten zum Theil die kindischsten Mittel angewendet, um die Wählerschaft irre zu führen. Die gegen das Septennat gestimmt haben, werden Reichsfeinde gescholten, sowie alle, die es mit ihnen halten. Nach der wirklichen Sachlage, wie wir sie in Vorstehendem geschildert, ist dieser Vorwurf eine unverschämte Verleumdung. Hossentlich lassen sich die Centrumswähler durch solche plumpen Verdächtigungen nicht in's Bodshorn treiben. Was die kindischen Mittel der Agitation anbelangt, so meinen wir hier die Nachrichten, die über Kriegsrüstungen in Frankreich in den letzten Tagen verbreitet wurden. Da will einer gesehen

haben, wie die Franzosen kürzlich große Holzeinkäufe in Deutschland gemacht hätten, um damit an gewissen Punkten der deutschen Grenze Baracken für's Militär zu errichten u. s. w. u. s. w. Mit solchen Nachrichten kann man Kinder schrecken, aber keine denkenden Männer. Urtheilsklose Leute freilich, fanatisirte Köpfe, gefühlvolle Seelen laufen bei solchen Alarmnachrichten heulend zu den Septennatsmännern, damit sie das Vaterland retten. Es ist die Furcht vor dem Belznicel.

Auch ein Manifest des Kaisers wurde für die Wahl in Aussicht gestellt. Bis heute, wo wir dieses schreiben, ist jedoch ein solches nicht erschienen. Sogar von einer Kundgebung des Prinzregenten Luitpold zu Gunsten des Septennates wurde gesehelt. Eine solche dürfte aber um so weniger zu erwarten sein, als ja, wie man hört, der bayerische Bevollmächtigte im Bundesrathe dringend vor einer Reichstagsauflösung gewarnt und der Reichsregierung eine dem Reichstage entgegenkommende Haltung vorgeschlagen hat. Es ist auch kaum anzunehmen, daß den größeren Bundesstaaten im deutschen Reich mit Ausnahme Preußens eine Schwächung des Reichstages und eine Schmälerung seiner Rechte erwünscht sei. Denn es wäre dies ein weiterer Schritt zum Einheitsstaate.

Preußen. Die erste Kammer des preussischen Landtages, das Herrenhaus, hat eine Adresse an den Kaiser gerichtet, in welcher es seine „Entrüstung“ über die böse Reichstagsmehrheit ausspricht. Brrr! Jetzt werden wir uns aber gleich fürchten. — Wie verlautet, hat die preussische Regierung sich bereit erklärt, die bedingungslose Rückkehr der vertriebenen Orden zu gestatten, mit Ausnahme der Jesuiten, weil diese durch Reichsgesetz ausgewiesen seien. Ihre Zulassung ist Sache des Reichstages und der Reichsregierung, auch ein Hauptgrund, bei den Wahlen einmüthig für's Centrum einzustehen.

Literarisches.

J. v. Dirlin, Herm's Vermächtniß.

Elise Volko, Vita.

Karl v. Lenhard, Der Teufelstriller.

Die ersten Heide des Münsterlandes, die wunderbaren Gestalte des Genfer See's und die südlichen Gefilde Italiens vereinigen sich im Hintergrunde der Novellen des vorliegenden 24. Bandes von Bachem's Novellen-Sammlung. (Zweite Reihe der Ein-Mark-Bände). In einem kleinen, lebhaft sich entwickelnden Romane eröffnet Dirlin interessante Einblicke in das Leben der Landbewohner der tothen Erde. Elise Volko fesselt in einer längeren Erzählung ihre Leser an die Schicksale der Titledin „Vita“ und vermehrt damit zweifellos den Kreis ihrer Verehrer und noch mehr ihrer Verehrerinnen. In Karl von Lenhard begrüßen wir ebenso wie bei J. v. Dirlin einen neuen Autor in der Sammlung. Er entwickelt ein offenes Talent für die culturgeschichtliche Novelle. Die Entstehung der Tartini'schen sog. „Teufels-Sonate“ ist im farbigen Rahmen des Paduaner Studentenlebens des 16. Jahrhunderts in außerordentlich anschaulicher Weise geschildert. In seiner Gesamtheit stellt sich dieser 24. Band wohl als einer der besten der Sammlung dar. Band 25 mit Novellen von E. Rudorf und Cuno Fag wird bald erscheinen.

Geschichte der oberdeutschen (Straßburger) Minoriten-Provinz. Mit Unterstützung der Görres-Gesellschaft herausgegeben von P. Konrad Eubel, Mitglied dieser Provinz im Convente zu Würzburg. Erster Theil: Text. Zweiter Theil: Anmerkungen. Würzburg, J. K. Bucher 1886.

Dieses neue Geschichtswerk, ein Produkt umfassender Forschung und fleißiger Arbeit, ist für alle „oberdeutschen“ Diöcesen (auch die der deutschen Schweiz) von größtem Interesse. Wir verfolgen in demselben nicht nur die Entwicklung des Franziskanerordens von seinen ersten Anfängen an, sondern wir sehen auch die einzelnen oberdeutschen Ordenshäuser vor unseren Augen entstehen, welche dann in ihren Schicksalen, Leiden und Freuden, ein gutes Stück der Geschichte des Ordens in Deutschland uns vorführen von dem ersten verunglückten Versuche des Johannes de Penna, der den folgenden Besuchern Deutschlands das sichere Martyrium unter diesen Barbaren prophezeite, bis zur wirklichen Begründung des Ordens in Deutschland (nach dem „Mattenkapitel“ 1221) durch Bruder Casarius von Speyer mit seinen 25 Gefährten. Weiter folgen die Geschichte des Ordens, bis die große Revolution und darauf die Säkularisation (1803) sämtlichen Franziskanerklöstern der Speyerer Diöcese, welche die „Reformation“ übrig gelassen hatte, das Ende bereitete, und bis auf die neueste Zeit. Der letzte Abschnitt bringt die Reihenfolge der Provinzialen bis auf Franz Ehrenberg, seit 1883 zu Würzburg; den Catalog der zur bischöflichen Würde erhobenen oberdeutschen Minoriten bis auf P. Fidelis Dehm, Bischof von Kolophon, ferner ein höchst interessantes

Verzeichniß der durch Heiligkeit des Lebens hervorragenden Provinzmitglieder, worunter auch aus dem Klarissenkloster zu Speyer die Laienschwester Barbara Rapp + 1622, die Heiligin Agnes v. Rodenstein + 1607 und deren Nachfolgerin Veronica Belzin.

Der Verfasser erzählt mit der Gemessenheit des Geschichtsschreibers; wenn er bei der Schilderung der Leistungen des Ordens und bei der Verteidigung desselben gegen falsche Beschuldigungen einen etwas wärmeren Ton anschlägt, so gewinnt dies nur unseren Beifall.

Die den zweiten Theil füllenden „Anmerkungen“ sind mehrfach bloße Citate; größtentheils aber bringen sie die interessantesten Notizen, welche geeignet sind, die Darstellung des Verfassers weiter zu begründen und einen tieferen Einblick in die Zeitverhältnisse zu gewähren.

m. Canticiones Sacrae. Sammlung lateinischer Kirchen-Gesänge, für gemischten Chor bearbeitet von Joseph Mohr. Zweite, verbesserte Auflage. Mit oberhirtlicher Approbation. Regensburg, Friedrich Buxtel. 1887.

Zum neuen Jahre bringt die rühmlichst bekannte Verlagshandlung in zweiter Auflage die vierstimmige Ausgabe (zugleich Orgelbegleitung) der im Manuale Cantorum (IV. Theil), sechste Auflage, enthaltenen Kirchenlieder: Vom hl. Altarsakrament, für die verschiedenen Zeiten des Kirchenjahres, Von der allerheiligsten Jungfrau, Von den Engeln und Heiligen, Lieder für stille Messen, Bei verschiedenen Anlässen, zusammen 182 Nummern. Wie reichhaltig diese Sammlung ist, ergibt sich schon aus obiger Inhaltsübersicht. Wir erwähnen: 12 verschiedene Tantum ergo, 4 O salutaris hostia, 3 Pange lingua, 6 Ave Maria Stella, 4 Stabat Mater, 3 Veni Creator Spiritus. Ein Vergleich mit der ersten Auflage läßt aber auch erkennen, daß diese zweite Auflage den Namen „verbesserte“ mit allem Rechte führen darf. Schon das Format ist ein viel praktischeres und läßt das Buch jetzt breit auf dem Orgelpulte auflegen, während dies bei der ersten Auflage nur mit künstlicher Nachhilfe möglich war. Der vierstimmige Satz ist durchweg umgearbeitet und so eingerichtet, daß jede Stimme, besonders der Tenor, ihre eigene Melodie und Führung hat und recht mit Freuden singen kann. Die einzelnen Stellen, welche sich fünfstimmig ausbreiten, sind von jedem Chore auszuführen und geben den Eindruck prächtiger Fülle. Auch die Tonlage ist jetzt eine dem gemischten Satz besser angepaßte, ohne Begleitung wird manche Nummer, um einen halben oder ganzen Ton erhöht, noch besser ausgeben. Die Harmonisirung ist untadelhaft, bei einzelnen Liedern, z. B. Nr. 153, von hervorragender Schönheit. Beim Aloysiusliede „Eja ergo“, das allen Besuchern der Speyerer Aloysiusandacht wohl bekannt ist, finden wir einen Benz'schen Satz wieder. Die Beobachtung der in der Vorrede gegebenen Winke kann nur von Vortheil sein. Die Ausstattung ist musterhaft.

Von demselben Verfasser erschien im vorigen Jahre in gleicher Ausstattung: **Missa chorales**, die vier Choralweisen aus dessen „Cäcilia“, nebst Adspargos, Vidi aquam und Pange lingua und zwei Credo mit vierstimmigen Sätzen durchflochten, welche von Haller, Stoenen, Mitterer, Biel, Stehle und Witt componirt sind. Das Buch ist jedoch so eingerichtet, daß diese Sätze auch, wie die übrigen, einstimmig mit Orgelbegleitung (von Biel) gesungen werden können. Auch dieses ist ein vortreffliches Werk, dessen Benützung zur Abwechslung beim liturgischen Gesange und zu dessen Schmuck vieles beitragen wird. Es sei bemerkt, daß drei dieser Messen eben jene sind, die auch in das „Salve Regina“ Aufnahme gefunden haben.

Beugniß.

Nachdem Herr Orgelbaumeister **Jelacic** in **Speyer** anlässlich der hiesigen Kirchenreparatur die Orgel abgebrochen und einer allseitigen Restaurierung unterzogen hat, fählt sich der unterzeichnete Fabrikath veranlaßt, über die glückliche Vollführung dieses Wertes sich öffentlich auszusprechen.

Herr Jelacic hat nicht blos die Manual- und Pedalclaviatur aufs schönste erneuert, die Bälge vortheilhaft ersetzt und die Windladen und das Registerwerk so sorgfältig hergestellt, daß die Töne schnell und präcis ansprechen, sondern auch die 12 klingenden Register der Orgel berart intonirt, daß ein schöner, voller und edler Ton allzeit erzielt wurde und das ganze Werk einem völlig neuen an die Seite gestellt werden kann.

Herrn Jelacic für gleiche oder ähnliche Arbeiten noch besonders zu empfehlen, wäre demnach überflüssig; das Werk selbst lobt ja den Meister.

Rodalben, den 10. Januar 1887.

Der Fabrikath:

Hoffmann, M. Mathies. Boo. Brödel.

Tretter. Dr. S. Lederer, Pfr.

Wachskerzen & Wachstöcke

in bekannt vorzüglicher Qualität zu billigsten Preisen.

Aug. Müller,
Speyer a. Rh.

Die Centrumsleute

werden darauf aufmerksam gemacht, daß die Wahllisten vom 24. Januar an, acht Tage zu Jedermanns Einsicht auf den Gemeinbehäusern offen liegen. Es möge daher keiner die kleine Mühe scheuen, sich zu überzeugen, ob sein Name in die Wahlliste aufgenommen ist. Steht er nicht darin, so muß er sofort eingetragen werden. Es kann auch einer für mehrere die Wahllisten durchsehen. Nach den gesetzlichen Bestimmungen wird am Tage der Wahl Jeder vom Wählen zurückgewiesen, dessen Name nicht in den Listen steht. Zur Reichstagswahl berechtigt ist jeder Deutsche, der mindestens 25 Jahre alt ist, auch wenn er kein selbstständiges Geschäft betreibt, keinen eigenen Hausstand besitzt und keine Steuern zahlt. Es wird dies ausdrücklich bemerkt, damit keine Verwechslung zwischen den Bestimmungen für die Landtagswahl und jenen für die Reichstagswahl stattfindet.

Wallfahrt Oggersheim.

Mittwoch, 2. Februar wird das Fest Mariä Lichtmesse feierlich begangen. Hierzu ladet ein

Das Guardian t.

An unsere Leser!

Jedem Katholiken, dem es ernstlich um die Erhaltung des christlichen katholischen Sinnes in seiner Familie gelegen ist, können wir nicht nur als Lektüre zur genugsamen Unterhaltung, sondern auch zur geistigen Fortbildung den „deutschen Hausschat“ auf's an-gelegenlichste empfehlen; diese Zeitschrift hat bereits ihren XIII. Jahrgang begonnen. Der „Deutsche Hausschat“ erscheint in jährlich 18 Heften Größt-Quart (Oktober bis Oktober) zum Preise von 40 Pf. per Heft — komplett 7 M. 20 Pf. Abonnements werden angenommen bei allen Buchhandlungen — bei den Postämtern jedoch nur halbjährlich (9 Hefte) 3 M. 60 Pf.

Das soeben erschienene 5. Heft des

„Deutschen Hausschat“

Illustrirte Zeitschrift

hat nachfolgenden reichhaltigen Inhalt:

Text: Der König der Nacht. Von A. de Lamothe. Aus dem Französischen überf. von Dr. Joseph Böhm. (Fortsetzung.) — Ein Weihnachtsfest vor tausend Jahren. Eine Geschichte aus dem Beginn des zehnten Jahrhunderts. Von Karl Th. Zingeler. (Schluß.) — Flur und Wald im Winterkriege. Von Joseph Dackweiler. — Dr. Karl Joseph von Hefele, Bischof von Rottenburg. — Dr. Wilhelm von Reiser, Weihbischof, Coadjutor und Generalvikar für die Diocese Rottenburg. Von Dr. E. Hefele. — Die hohen Schwestern. (Lichtenstein.) Gedicht von Ulrich von der Hohenhorst. —kehr' zurück! Dem Englischen nachgez. von A. Euren. — Ueber den Furtapap. Reisezüge von J. G. Oswald. — Der weiße Sonntag. Lebensbild aus dem bayerischen Hochlande. Von Maximilian Schmidt. — Mundschau. — Allerlei.

(Mit neun sehr schönen Illustrationen.)

Der „Deutsche Hausschat“ erscheint in jährlich 18 Heften Größt-Quart (Oktober—Oktober) zum Preise von 40 Pf. per Heft — komplett 7 M. 20 Pf.

Neue Abonnenten werden noch fortwährend angenommen und erhalten alle Hefte vollständig nachgeliefert.

Für Mariä Lichtmesse!

Wachsstöcke u. Wachskerzen

in bekannt vorzüglicher Qualität zu billigsten Preisen bei

H. Doerner,

Buchbinderei und Schreibmaterialienhandlung
Kaiserslautern, Retschstraße No. 14.

Für den heiligen Vater.

Dirmstein zum Troste der armen Seelen M. 10. Wehber Jub. Gabe M. 40. Obermohr Jub.-G. M. 4. Nünchweiler Jub.-G. M. 2.15. Ungenannt M. 10. Hambach M. 20.

Missionsverein.

Deidesheim M. 33.50. Herrheim M. 40.5. Kirchenarndach M. 20. Minsfeld M. 10. Zweibrücken J.-G. M. 40.80. Zell M. 1.60. Landstuhl M. 27.90. Mühlbach M. 14. Ebesheim M. 13.08. Jub.-G. M. 140.04. Grünstadt M. 12. Habkirchen M. 12.50. Oberlustadt M. 25. Walsheim M. 25. Mittelberbach 33.74. Ormesheim M. 1.81. Dirmstein M. 4. Berg M. 15.20. Berghausen M. 2. Forst M. 2.97. Hettenleibelheim M. 68.23. Wehber M. 8. Knittelsheim M. 4.80. Speyer ung. M. 10. Obermohr Jub.-G. M. 10. Küsselberg M. 14 und Jub.-Gabe M. 50. Hayna pro 1886 M. 75.20. Verein „Eintracht Hemshof-Gräfenau“ Ludwigshafen a. Rh. M. 5. Nünchweiler Jub.-G. M. 4.50. Duttweiler M. 5. Hambach M. 20. Kapsweyer M. 20.

Kindheit-Jesu-Verein.

Erweiler M. 3. Herrheim M. 50. Maßweiler M. 75.26. Küsselheim M. 38.37. Kirchenarndach M. 20. Landstuhl M. 21. Gorbach M. 5.60. Diedesfeld M. 10 für ein Kind, Karl zu taufen. Ebesheim M. 90 und M. 10 für ein Kind, Elisabeth zu taufen. Grünstadt M. 8.90. Habkirchen M. 19. Rorheim M. 30. Walsheim M. 40. Mittelberbach M. 2.65. Dirmstein M. 6. Berg M. 3.10. Berghausen M. 2.50. Hettenleibelheim M. 19.81 und M. 30 für 2 Kinder. Joseph Franz und Joseph Johannes zu taufen. Hayna Nachtrag M. 13.71. Nünchweiler Jub.-G. M. 1.50. Ungenannt M. 20 für ein Heidentkind, Joseph Alphonse zu taufen. Neustadt ung. M. 20 für ein Heidentkind, Maria Cecilia zu taufen. Geinsheim M. 5. Duttweiler-Lachen-Speyerdorf M. 10. Billigheim M. 20 für ein Heidentkind, auf den Namen Joseph zu taufen. Kapsweyer M. 9. Wehber M. 9.60.

Bonifatiusverein.

Lingenfeld Jub.-G. M. 2. Habkirchen M. 10. Dirmstein M. 20.60. Obermohr Jub.-G. M. 5. Küsselberg Jub.-G. M. 25. Hayna Jub.-G. M. 4. Otterstadt ung. Jub.-G. M. 4 und ung. 50 Pf.

Für die nördlichste Mission (Hammerfest in Norwegen).

Rorheim M. 3. Habkirchen M. 10. Obermohr Jub.-G. M. 5. Rorheim M. 3.

Für die Indianer-Mission in den Felsengebirgen Nordamerikas.

Hayna Jub.-G. M. 19.74. Geinsheim Jub.-G. M. 3.

Für die Crappisten in Marianhill (Afrika.)

Habkirchen M. 8.

Für die verfolgten Christen in Cochinchina.

Küsselberg Jub.-G. M. 25.

Für die Kirche der hl. Elisabeth in Eisenach.

Speyer ung. M. 10.

Gebetsmeinung für den Monat Februar.

Die christliche Männerwelt.

Briefkasten.

Nach Zweibrücken: Der betreffende Beitrag ist in No. 1 des „Pilgers“ vom 2. Januar 1887 bescheinigt.

Ung. hier. Marienthaler erhalten.

An Mehrere: Für das Vereinsalbum zum Priesterjubiläum des hl. Vaters ist es am einfachsten, ein Verzeichnis sämtlicher Bruderschaften und Vereine an die competente Stelle einzusenden und dieser eine etwa nöthige Sichtung zu überlassen.

Fruchtmart der Stadt Speyer vom 25. Januar.

Fruchtsorten.	Quantität.	Preis für den Centner.				
		Qualität.	mittlerer Preis.	Gutten.	Gefallen.	
Waiden	4	9	10	9	10	5
Korn	21	7	10	7	00	01
Gerste	13	8	25	8	00	7
Spelz	2	6	10	6	10	6
Hafer	13	8	05	6	00	5